Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 5 (1882)

Artikel: Erinnerungen von David Hess im Beckenhof : aufgezeichnet 1842
Autor: Usteri-Pestalozzi, G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984890

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen von David Heß im Beckenhof.

Aufgezeichnet 1842.

Mitgetheilt von E. Usteri-Pestalozzi.

Vorbemerkung.

Als das Zürcher Taschenbuch vor zwei Jahren die Skizze von David Heß über Joh. Caspar Schweizer zum Abdruck brachte, wurde gegenüber der Redaktion mehrmals der auch von ihr selbst getheilte Wunsch ausgesprochen, daß es möglich werden möchte, in der Folge noch weitere ähnliche Arbeiten und namentlich auch einmal etwas über den Autor selbst[1]) zu veröffentlichen. Wir glauben nun diesem Wunsche durch Abdruck der „Erinnerungen von David Heß" zu entsprechen, wie sie derselbe selbst in seinen letzten Lebensjahren aufgezeichnet hat. Leider umfassen diese Blätter nur den Zeitraum seiner frühesten Jugend und es war ihm nicht mehr vergönnt, dieselben, wie es seine ausgesprochene Hoffnung war, wenigstens bis zur Epoche des Eintritts in's Mannesalter fortzuführen.

Der größte Theil der hier gebotenen Arbeit bezieht sich daher auf die Erlebnisse des Vaters Heß und des Großvaters mütterlicher Seits; es sind dieselben aber so wechselvoll und zudem von Heß in seiner zierlichen feinen Weise mit so viel Interesse und Pietät geschildert, daß wir glauben, solche doch den Notizen über Heßens Jugend voranschicken zu sollen. Die Letztern sind ganz unverändert wiedergegeben, während bei den Aufzeichnungen über die Vorfahren, namentlich bei den mannigfachen Erlebnissen des Herrn de la Tour in Paris und in den Pyrenäen, wesentliche

---

[1]) Eine vollständige Biographie desselben, verfaßt von C. W. Hardmeyer, hat die Künstlergesellschaft in ihrem Neujahrsblatt für das Jahr 1844 veröffentlicht.

Kürzungen vorgenommen wurden, immerhin fast überall unter Beibehaltung von Heßens eigenen Worten.

Der Frau Bankdirektor Finsler-Heß sind wir für die gütige Ueberlassung des Manuskriptes zu großem Dank verpflichtet.

I.

Einundsiebzig Jahre sind verflossen, seit ich die Pilgerfahrt meines Lebens angetreten und fortgesetzt, unter wechselnden Einflüssen, bald bewußtlos fortgeschoben, bald mit Bewußtsein die eigene Richtung behauptend, je nachdem die äußern Verhältnisse oder der eigene Wille vorherrschten, und ich bin nun näher und immer näher an das Ufer gelangt, wo der dunkle Strom vorüber rollt, der zwei Welten trennt, die diesseits sichtbare von der jenseits, dem sterblichen Auge noch mit einem undurchdringlichen Nebelvorhang verhüllten. Müde von der langen Wallfahrt, setze ich mich auf einen der bemoosten Grenzsteine, harre ruhig, bis der nimmer ausbleibende Fährmann mit seinem unabweisbaren Nachen zu der mir bestimmten Stunde kömmt, mich einzunehmen und hinüberzusetzen, und blicke gedankenvoll auf die zurückgelegte Bahn. Zu solchem Rückblick in unwiederbringliche Vergangenheit gesellt sich meist ein Gefühl von Wehmuth und doch — wie dürfte ich klagen? Wurde ich nicht vor so viel tausend Andern und Bessern begünstigt mit mancherlei Gütern und Vorzügen und, wenn mich meine Lebensbahn auch oft durch düstere Zeiten schwerer Prüfungen führte, überwog nicht immer das Gute die mir auferlegten Entbehrungen und Leiden? Danken soll ich also, nur danken dem waltenden Vater im Himmel; und sollte ich dennoch klagen, so dürfte ich das mit gutem Gewissen nur über mich selbst, daß ich des Guten so wenig gethan und nur der Wille besser war als die That.

Mein Leben fiel in eine bewegte, höchst merkwürdige Zeit, wo in kreisender Gährung alle äußern und innern Formen der alten Welt zu-

sammenbrachen, und immer wechselnde Gestaltungen auftauchten, die noch lange keinen festen Grund und Boden finden werden.

Meiner eigenthümlichen Natur nach war ich nicht geschaffen, in dieses rege Getriebe miteinzugreifen, und nur selten und unwillkührlich hineingezogen blieb ich bloß ein passiver, wenn auch nicht immer ruhiger Zuschauer. Ich lebte mehr in meiner innern Traumwelt als in der äußern und geschichtlich wirklichen: aber Menschen aller Art zu beobachten und mich den vorzüglichen anzuschließen, war meine angeborne Neigung. Dem Umgang mit den Letztern verdanke ich allein die geringe mir zu Theil gewordene Bildung.

Außergewöhnliche Schicksale hatte ich keine, und wenn ich jetzt, nachdem eine mit edeln Gemüthsarten ausgestattete Lebensgefährtin und alle meine nähern Freunde mir vorangegangen, zu meiner Unterhaltung in einsamen Stunden Erinnerungen aus meinem Leben aufschreibe, so werden es bloß Bruchstücke sein, Andeutungen über die Entwicklung meiner Persönlichkeit und über meine Verhältnisse, Notizen über erlebte Ereignisse, Schilderung von Menschen und Anekdoten: leichte Blätter, wie sie der Herbstwind von den Bäumen weht und die auf den Titel „Denkwürdigkeiten", womit ich sie auszustatten gedachte, keinen Anspruch machen dürfen.

* * *

Bevor ich etwas von mir selbst erzähle, halte ich es für passend, meiner Abkunft zu erwähnen und eine Schilderung meiner Anverwandten von väterlicher und mütterlicher Seite vorangehen zu lassen; jeder vom Baum gefallene Apfel deutet auf seinen Stamm, und wenn ich auch keine adelichen und stiftsfähigen Vorfahren aufzählen kann, so gab es doch unter den Meinen wackere und gemeinnützige Leute.

Der Stammvater der Heßischen Familie in Zürich war Hans Schmid genannt Heß, gebürtig von Reutlingen in Schwaben, seines Handwerks ein Fleischer, der als Jüngling auf seiner Wanderschaft nach Zürich kam und sich hier durch rechtlichen Wandel beliebt machte, mit einer Margaretha Lübekerin verheirathete und im Jahr 1517 das hiesige Bürgerrecht erwarb. Um dasselbe zu erhalten, mußte er dem von Reutlingen ent-

sagen und erhielt auch seine noch schriftlich vorhandene Entlassung in so belobenden Ausdrücken von dem dortigen Magistrat, daß sich daraus auf seinen guten Ruf schließen läßt. Er scheint sich auch bald durch seinen Fleiß emporgeschwungen und seinem Sohn Caspar eine gute Erziehung gegeben zu haben, daß dieser, obgleich von einem neuen Bürger abstammend, als Zwölfer seiner Zunft zum Widder in das Stadtregiment gewählt wurde.

Die Familie vermehrte sich nun bald und die Mitglieder derselben widmeten sich neben dem Staatsdienst, zu welchem viele befördert wurden, den verschiedensten Berufsarten. Drei Brüder: Hans Georg, Johann und Ulrich die Hessen hatten sich, wahrscheinlich für merkantilische Zwecke, ein Domicilium in Lyon erworben und begründeten daselbst im Jahr 1620 durch ihre ausgebreiteten Verhältnisse die erste regelmäßige Postverbindung zwischen Zürich und Lyon, die sich allmälig über Frankreich, Italien und Deutschland ausdehnte. Diese Heßische Posteinrichtung, die im Jahr 1673 von der Familie Fischer in Bern nachgeahmt wurde, war Anfangs bloß eine Privatunternehmung, bis Johann Heß im Jahr 1677 dieselbe dem fünfzehn Jahre früher (1662) in Zürich gestifteten kaufmännischen Direktorium übertrug und abtrat, unter der Bedingung, daß einer seiner Neffen, Caspar Heß, dabei als Direktor angestellt werde. Von da an bekleidete durch mehrere Generationen immer ein Heß diese Stelle, bis Niemand aus der Familie sich mehr darum bewarb und nach der mit dem Jahr 1798 begonnenen Umgestaltung aller Verhältnisse das Postwesen sich immer weiter ausdehnte und ein bedeutendes Regal des Staates wurde.

Mein Großvater Caspar Heß, geb. 21. Juli 1687 und verehelicht (13. Dezember 1715) mit Susanna Lavater, war einer jener Postdirektoren. Er hatte sieben Kinder, von welchen zwei Knaben früh starben, eine Tochter Anna Maria mit Johannes Kilchsperger verheirathet, eine andere Tochter Susanna, die ledig blieb und in ihrem 37. Jahre starb, und drei Söhne: Hans Jakob, geb. 22. Juli 1720, verehelicht 30. März 1745 mit Regula Geßner, der nach des Vaters Tode Postdirektor wurde, Caspar, geb. 5. August 1727, verehelicht 27. Juli 1762 mit Ottilie,

Tochter eines Junker Hartmann Escher zum blauen Himmel, der sich dem geistlichen Stand widmete, und Hans Rudolf der Jüngste. Dieser war mein Vater und geboren den 6. Juli 1731. Von meinem Großvater Heß ist mir so wenig erzählt worden, daß ich ihn nicht näher beschreiben kann. In einem genealogischen Familienbuch wird er geschildert, als ein sehr qualifizirtes, in **litteris et linguis** wohlerfahrenes und fleißiges **subjectum.** Aus den vorhandenen Briefen zu schließen, scheint er mir ein gutmüthiger Mann von etwas unentschlossenem Charakter gewesen zu sein. Seine Vermögensverhältnisse waren auch nichts weniger als glänzend, zumal ihn die Erziehung seiner Söhne und deren Unterhalt auf Reisen verhältnißmäßig viel gekostet hatten.

Sein ältester Sohn Hans Jakob, den ich als Knabe in seinen spätern Lebensjahren noch gekannt, war kein gar großes Licht der Welt und dazu ziemlich eitel. Wenn er etwa in Postangelegenheiten in Deutschland oder Italien reiste, trug er einen obscuren Orden (**l'ordre de la parfaite amitié**) im Knopfloch und führte sich wohl auch als «**le chevalier Hess**» ein. Er machte sich auch gerne wichtig, und als ihm z. B. einst durch den Postwagen eine Baarsendung von 8000 Gulden zur Weiterbeförderung anlangte, begab er sich zum Stadthauptmann und ließ sich von diesem mit einbrechender Dämmerung eine Schildwache vor die Hausthüre stellen, was bei den Vorübergehenden Aufsehen und die sonderbarsten Vermuthungen erregte, während ohne diese Sicherheitsmaßregel das gemünzte Transitgut über Nacht auf dem Postbureau und am folgenden Tag auf der Straße völlig unbeachtet geblieben wäre. Daneben stand der gute Mann unter dem Pantoffel seiner scharfen Frau (Regula geb. Geßner), was ihn aber nicht besonders zu drücken schien, indem er sich immer freundlich lächelnd und heiter, auch sehr hübsch gekleidet zeigte, denn er hielt viel auf äußern Anstand. Ich glaube ihn noch vor mir zu sehen mit seiner schön gepuderten Beutelperücke, dem atlaßnen **Chapeaubas** unter dem Arm, in feinem Kleid, gewöhnlich von zarter Farbe der Bohnenblüthe, und schwarzseidenen Beinkleidern und Strümpfen mit glänzenden Schnallen auf den Schuhen und das spanische Rohr mit goldenem Knopf

in der Hand. Zu seinem Verdruß mußte er sich aber stets mit einem geschwollenen Bein schleppen, was ihm zuweilen Schmerzen verursachte. Von seinen Töchtern starben drei, lange vor ihm, an der Zehrung, und von der vierten, meiner geliebten unvergeßlichen Cousine Magdalena[1]), werde ich später manches nachzutragen finden. Seine erste Frau war ihm im Jahr 1753 gestorben, während er gerade auf der Rückkehr von einer Geschäftsreise begriffen war, aber erst in seinen alten Tagen schritt er noch zu einer zweiten Ehe mit einer ihm gegenüber wohnenden Wittwe Orell, die sehr schön gewesen sein mochte und ihn lang überlebte. Sie war eine seiner frühern vielen Inklinationen gewesen.

Der zweite Sohn meines Großvaters, gleich diesem Caspar getauft, war in der zweiten Lebenshälfte ein an Carrikatur grenzendes Original, witzig, vielseitig belesen, neugierig, sich in Alles, was in seinen Bereich kam, einmischend und stets in lebhafter Bewegung und Thätigkeit. Nachdem er die gewöhnliche Schulbildung jener Zeit erhalten, studirte er Theologie, ohne sich gerade der Kanzel widmen zu wollen, indem dieses in Zürich damals der einzige Weg war, der zu einer Lehrstelle am Carolinum führte, wo jeder Professor ein Polyhistor sein mußte, indem ein solcher bei steigender Beförderung immer ein höheres Fach der Wissenschaften zu lehren hatte, bis er ein Canonicat erhielt, was auch diesem Oheim, nachdem er verschiedene Professorate bekleidet hatte, durch Vorschub des Bruders seiner Mutter, des Chorherrn und Stiftsverwalters Lavater, früh zu Theil ward. Später erhielt er dann auch die Stiftsverwaltung. In jenen Zeiten studirten angehende Zürchergelehrte noch selten auf deutschen Universitäten, sie suchten ihre weitere Ausbildung nur fragmentarisch auf Reisen im Auslande, und so hatte mein Oheim Caspar, nachdem er seine Studien in Zürich vollendet, auch ein Wanderjahr abwechselnd in Genf, Lyon, Paris, in verschiedenen holländischen Städten, zumal im Haag bei meinem Vater, und zuletzt in Berlin zugebracht, wo

---

[1]) Anna Magdalena geb. Heß, verehelicht mit Joh. Caspar Schweizer; vide Zürcher Taschenbuch, Jahrgang 1880 (Seite 9).

er, mit guten Empfehlungen versehen, überall Zutritt fand, manigfaltige Bekanntschaften machte, sich mit allen neuen Literaturerzeugnissen versah und früh schon eine Menge Bücher aus den verschiedensten Fächern zusammenbrachte, die gegen das Ende seines Lebens zu einer reichhaltigen Bibliothek angeschwollen war.

Durch seine Vermählung mit Ottilia Escher hatte er das Glück, eine herzgute, sanfte und für seine Eigenthümlichkeiten nachgiebige Frau zu bekommen, die ihm viele Kinder gebar, von denen die Söhne aber früh an gichterischen Zufällen starben.

Ich kann es mir nicht versagen, ein flüchtiges Bild von dem Onkel Verwalter, wie wir ihn gewöhnlich hießen, zu skizziren, und ich bereue es, ihn nicht, als er noch lebte, nach der Natur abkonterfeit zu haben; denn er sah zumal im Innern seines Hauses gar zu possirlich aus. Sommer und Winter trug er auf dem geschorenen Haupte eine alte, schwarze Pudelmütze, die er in eifriger Rede häufig hin und her schob, einen ziemlich verwitterten, ehemals braunen Schlafrock von grobem Biber, und an den Füßen ausgetretene Schlurfen. Er hatte kleine, schwarze, blitzende Augen, die Nasenflügel standen etwas aufwärts, weil er dieselben als Kind zum Zeitvertreib auf beiden Seiten wie Tischchen aufzustülpen pflegte, was mein Vater im Spaß von ihm erzählte; mit seinem Bart hatte der Barbier nicht oft zu schaffen; auf dem magern Gesicht, das in's Gelbe spielte, waren die Wangen immer geröthet. Wenn er in der großen Erker- und Wohnstube, wo an der Wand eine vierfache Sanduhr die ganzen, halben und viertel Stunden zeigte, mit Frau, Kindern und Gesinde an seiner Mittagstafel, auf dunkelblau ausgeschlagenem Lehnstuhl mit Ohren, obenan thronte und vorlegte, bediente er die Tischgenossen mit den auf einem hölzernen Teller vorgeschnittenen Speisen erst, wenn ein paar dickgemästete Katzen, die nie ermangelten an seiner Seite, zuweilen auf den Lehnen des Stuhles Posto zu fassen, ihren Antheil erhalten hatten. Dann ließ er sich gern erzählen, was Neues in der Stadt vorgefallen und machte seine Glossen dazu. Oft, wenn er auch das Gesagte bereits verstanden, rief er doch mit gellender Stimme: „Wa?“ und ließ sich dann wiederholen,

was ihn belustigte und seine Kenntniß der Vaterstadt bereicherte, wo er alle Familienverhältnisse an den Fingern herzählen konnte. Was aber in seinem Hause verhandelt wurde, fand auch bald wieder den Weg auf Markt und Gassen, denn die wichtigsten Familienangelegenheiten wurden vor Kindern und Gesinde besprochen, obgleich der Oheim in anderer Beziehung ein entschiedener Geheimnißkrämer war. Seine Amtswohnung, die Verwalterei, ein altes, geräumiges Gebäude mit einem großen Garten dahinter, bis zur Reformation der Hof des Stiftsprobstes, wo noch viel Ueberreste aus der katholischen Zeit zu sehen waren, hatte er sich ganz nach seinen besondern Bedürfnissen eingerichtet. Da gab es allerlei abgelegene Schlupfwinkel, eine enge, geheime Treppe, die aus der Schlafstube in das Studirzimmer und in seine verschiedenen Büchereien führte. Hier sah es kraus und überfüllt aus. Neben den Repositorien überall Haufen von gebundenen und ungebundenen Büchern aufgestapelt, Akten, Stöße von Briefen, Zinsbücher, Urbarien und Rödel, nebst Trödel der verschiedensten Art. Aber trotz dieser anscheinenden Verwirrung wußte er überall Bescheid und fand selbst in der Dämmerung jeden beschriebenen Papierstreifen, den er sich zu irgend einem Zweck aufgehoben. Aus den Buchhandlungen erhielt er zur Einsicht alle neuerschienenen Schriften, die er flüchtig durchstöberte und davon behielt, was in seinen Kram diente. Als Censor bekam er ohnehin ein Exemplar von jedem in Zürich gedruckten Buche. Sein Lieblingsstudium war weniger die Geschichte der Literatur, als vielmehr die persönliche einheimischer und ausländischer Gelehrten und Schriftsteller, besonders aber die skandalöse Chronik derselben, welche durch Briefwechsel, oder wie sich sonst die Gelegenheit sie zu erforschen darbot, eine eigentliche Aufgabe für ihn war. Ueber jeden bekannten Gelehrten, von dem etwa gesprochen wurde, wußte er irgend eine Anekdote zu erzählen.

Da der Onkel von Jugend auf jeden Winkel und jedes Schubfach im väterlichen Posthause zum Schäppeli kannte, wo er oft bei der Arbeit mitgeholfen und seinen ältern Bruder, den Direktor ganz beherrschte, so begab er sich täglich zu wiederholten Malen durch seinen Garten, aus

dessen Hinterthüre er bald durch die Napfgasse hinabgelangen konnte, bei Abgang und Ankunft der Posten in's Bureau, nachdem er zuvor geschwind seine Pudelmütze mit der auf einem Perückenstock in seiner Studirstube bereitstehenden, gewöhnlich etwas zerzausten Atzel vertauscht, ein Kleid und Schuhe angezogen hatte und unter dem Vorwand, bei der Sonderung der Briefe behülflich zu sein, untersuchte er alle für hiesige Gelehrte angekommenen oder von denselben zur Versendung abgegebenen Briefe, um zu erfahren, mit wem sie korrespondirten, wobei er wohl manchmal mit dem Finger, um hineingucken zu können, etwas nachgeholfen haben mag; kehrte dann geschwind wieder nach Hause zurück, setzte die Atzel wieder auf den Perückenstock, die Pudelmütze auf den Kopf, schlüpfte in Schlafrock und Schlurfen, las oder schrieb etwas nieder und nach Verfluß einer ganzen oder halben Stunde kleidete er sich eben so flink von Neuem wieder um, eilte wieder auf die Post oder dahin, wo irgend etwas Anderes seine Neugier reizte und wiederholte dieses Manöver in beständigem Wechsel. Diese Gänge nach der Post setzte er beharrlich fort, bis Niemand aus der Familie mehr dort angestellt war. Von den Entdeckungen, die er auf diesem Felde seiner Neugier gemacht haben mochte, ließ er selten etwas verlauten.

Sowie der Onkel, einst Schüler Bodmer's, bei diesem jene Lichter der deutschen Literatur Klopstock, Wieland, Kleist, Göthe u. s. w., die abwechselnd bei dem Altvater gewohnt oder ihn oft besucht hatten, persönlich kennen gelernt, ebenso war er auch begierig, andere spätere Gelehrte und Schriftsteller, die sich einen bedeutenden Namen erworben, bei ihrer Durchreise sehen und beobachten zu können, und wenn er in keine Beziehung mit ihnen gelangen konnte und etwa vernommen, daß sie sich auf der Stadtbibliothek, auf der Wasserkirche, deren Schlüssel er als Mitglied des Conventes immer bei sich führte, einfinden würden, so begab er sich früher als sie dorthin, um sie wenigstens zu sehen. Die Bibliothek zog ihn überhaupt dermaßen an, daß er selten vorüberging, ohne wenigstens durch das Schlüsselloch zu gucken, um zu erspähen, wer sich etwa darin befinden möchte. Auch ging er immer selbst dahin, wenn er in irgend

einer Scharteke etwas nachschlagen wollte, und wenige Minuten nachher war er wieder in seiner Studirstube in Schlurfen und Pudelmütze. Einst ließ sich der damalige Inspektor der Alumnen von einer Abendmahlzeit bei Verwandten um Mitternacht nach Hause leuchten; sein Weg führte ihn über das Helmhaus an der Bibliothek vorbei. Noch ehe er dieses erreicht, glaubte er ein dumpfes Geräusch vernommen zu haben, als ob die schwere Bibliothekthüre zugeschlagen worden wäre. Besorgt, es möchten sich vielleicht bei nächtlicher Weile Diebe dort eingeschlichen haben, eilte er heim, holte seinen Schlüssel und handfeste Hülfe und trat behutsam, aber auf Alles gefaßt, in die hohen, dunkeln Hallen. Im Hintergrunde derselben erblickte er wie Geisterspuk eine sonderbare Gestalt. Vorsichtig nahte sich der Inspektor mit seinem Gefolge, wie er aber dem Verdächtigen, wie eine Bildsäule unbeweglich dastehenden Mann, mit der Laterne in's Gesicht leuchten ließ, da erkannte er zu nicht geringem Erstaunen in dem vermeinten Diebe ihro Hochehrwürden den Herrn Chorherr und Stiftsverwalter Heß. Dieser schien gar nicht betroffen, zu solcher Stunde ertappt worden zu sein, und erklärte lachend, er habe für seine nächtlichen Studien ein Buch, das er bereits unter dem Arme hielt, holen wollen und dasselbe, da er hier überall Bescheid wisse, auch richtig im Dunkeln gefunden.

Zu dieses Onkels Sonderbarkeiten gehörte auch ein unerklärlicher Zug zu neugebornen Kindern. Da diese gewöhnlich nach dem Abendgebet, das alle Mittwoch und Sonnabende in verschiedenen Kirchen stattfand, getauft wurden, so pflegte er zur Zeit, wo die Hebammen die Kinder zur Taufe trugen, um die Kirchen herumzuschlendern und wartete bis ein solches Kind gebracht wurde. So wie die Hebamme näher kam, stellte und grüßte er sie freundlich, fragte, wem das Kind gehöre und welchen Namen es bekommen solle, ließ sich das Tuch wegheben, womit es bedeckt war, schaute es eine Weile mit dem Ausdruck des Wohlwollens an, gab ihm einen Kuß und entließ dann die Hebamme wieder. Wenn am nämlichen Abend und in verschiedenen Kirchen noch andere Kinder zur Taufe getragen wurden, so wußte er es immer einzurichten, alle zu sehen und zu

küssen. Die Hebammen, bekanntlich ein gesprächiges Geschlecht, kannten alle den sonderbaren Herrn und seine noch sonderbarere Liebhaberei, warteten auch gefällig auf ihn, wenn sie ihn daher kommen sahen, und beantworteten willfährig seine Fragen über das Kind und dessen Eltern. Da er schon lange, bevor er Chorherr geworden, diese Runde um die Kirchen zu machen pflegte, so hieß man ihn den „Kindliprofesser".

So viel er sich von jeher gern mit Literatur beschäftigte, hat er doch nie etwas anderes für den Druck geschrieben, als einige lateinische Dissertationen, die noch auf der Stadtbibliothek zu finden sind. Sein deutscher und französischer Styl war verworren, schwerfällig und nichts weniger als elegant.

Mit den verschiedenen Collegien, die er als Professor am Carolinum zu lesen hatte, nahm er es nicht so genau und tischte gewöhnlich nur altbackene und aufgewärmte Brocken auf; die fähigern Studenten aber unterstützte er als Schulherr (**Rector magnificus**) gern mit Rath und That und half denselben später zu einer passenden Anstellung. Die Verwaltung des Stiftsvermögens betrieb er dagegen mit Eifer und Sachkenntniß und seine Privatökonomie förderte er mit viel Beharrlichkeit, daß er jede noch so geringe Ersparniß zinstragend zu machen wußte und sich zuletzt ein hübsches, aber aus lauter kleinen Schuldtiteln bestehendes Vermögen sammelte, ohne im Geringsten karg zu sein, denn er versagte sich und den Seinen keinen unschuldigen Lebensgenuß, machte gern kleine Reisen oder Landparthien und kredenzte seinen Freunden, ohne selbst ein Trinker zu sein, die feinsten Sorten Burgunderwein, die er sich aus der ersten Hand zu verschaffen wußte.

Neben seinen Sonderbarkeiten war er im höchsten Grad dienstfertig, zumal gegen meinen Vater, für den er sich bei jeder Gelegenheit mit brüderlichem Eifer verwendete und ihm Jahre lang, während dessen Abwesenheit in den Pyrenäen, seine ökonomischen Geschäfte besorgte. Auch mir war er sehr gewogen und versah mich mit so viel Büchern, als ich nur immer aus seiner Sammlung verlangen mochte. Gegen seine Untergebenen bezeigte er sich wohlwollend, obgleich er sie gewöhnlich rauh an-

schnurrte. Seine Frau und Töchter ließ er in Allem gewähren, so daß sie thun und lassen konnten, was ihnen beliebte, während er sein eigenes Wesen in unruhiger Thätigkeit forttrieb. Sein liebes Süsli hat er aber mit seiner guten und immer nachgiebigen Frau um die Wette verhätschelt.

In neuern Zeiten kommen solche Originale wie dieser Oheim selten mehr vor. Die Leute werden jetzt in der Jugend alle methodisch über einen Leisten geschlagen; es wird ihnen zehn Mal mehr eingetrichtert, als vor einem halben Jahrhundert; über all' dem Wissen und Können büßen sie aber in allgemeiner Verflachung ihre angeborne Eigenthümlichkeit ein. Sie mögen dadurch vielseitiger, praktisch brauchbarer werden, aber nie mehr kurzweilig anziehend in manigfaltigen Abstufungen ihrer Persönlichkeit.

Der dritte und jüngste dieser Brüder, Hans Rudolf, mein Vater, schien aus feinerem Stoff als die beiden ältern Brüder gebildet zu sein. Aus seiner frühern Jugend ist mir leider wenig bekannt. Die Kinder, wenn sie erwachsen und zu reiferem Verstand gelangt sind, sollten nie versäumen, jede günstige Gelegenheit zu benützen, von ihren Eltern trauliche Mittheilungen aus ihrer Entwicklungsperiode zu erhalten. Beide Theile könnten dabei nur gewinnen. Alte Leute erzählen gern aus ihrer Vergangenheit; sie werden dadurch in eine behagliche Stimmung versetzt und wie verjüngt, und die Menschenkenntniß der Jungen wird durch solche Schilderungen bereichert und ihre Beobachtungsgabe geschärft. Ich weiß nur im Allgemeinen, daß mein Vater schon früh mancherlei gute Anlagen und einen höher strebenden Sinn zeigte, sich vorzugsweise an gesittete Knaben hielt, unter welche z. B. der Idyllendichter Geßner gehörte, daß er auf dem besten Fuß mit seinem Bruder Caspar stand, der überall für ihn vor den Riß stand, z. B. wenn von den einseitigen Eltern etwas Wünschbares nicht leicht erhältlich war, daß er die Schule fleißig und mit gutem Erfolg besuchte, Geschmack an der klassischen Literatur der Alten fand, seinen Horaz gerne las und verstand und ganz artig zeichnete.

Wegen Mangel an andern Aussichten war mein Vater für den Militärdienst bestimmt worden, und als er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, trat sein Vater mit einem Hauptmann Wertmüller, bei dessen

Compagnie, im Regiment Hirzel in holländischen Diensten, eine Fähndrichsstelle erledigt war, in Unterhandlung. Es hieß, man solle den Jüngling einstweilen als Cadet nach Holland schicken, um sich zu zeigen, an einer Anstellung als Offizier werde es ihm dann nicht fehlen. Allein, als mein Vater im Dezember 1749 nach Breda kam, wo das Regiment in Garnison war, zeigte es sich bald, daß von verschiedenen Seiten her auf die erledigte Stelle spekulirt wurde und der Hauptmann zu keinem Entschluß kommen konnte, um es mit Niemand zu verderben.

In Abwesenheit des Regimentsinhabers, des alten Generals der Infanterie, Hirzel, der mit Urlaub in Wülflingen lebte, kommandirte der General Escher, der sich früher in verschiedenen auswärtigen, besonders in genuesischen Diensten ausgezeichnet, und den der Prinz Statthalter von Oranien, um einen so vorzüglichen Krieger für seinen Dienst zu gewinnen, in dieses Regiment eingeschoben hatte, das er dann auch nach dem im Jahr 1756 erfolgten Tode des Generals Hirzel erhielt. Dieser General Escher, ein gewandter Welt- und Hofmann, wollte einen andern ihm empfohlenen jungen Zürcher begünstigen und wußte die Anstellung meines Vaters immer aufzuhalten. Im Januar 1750 wurde das Regiment nach Börden verlegt, und mein Vater folgte demselben immer noch als Cadet und ohne eine nahe Aussicht auf eine Offiziersstelle.

Mittlerweile war durch Capitulation mit verschiedenen protestantischen Kantonen ein Regiment Schweizergarden errichtet worden, zu welchem der Kanton Zürich eine Compagnie zu liefern sich verpflichtete und für welche nun der Major Salomon Hirzel, des Generals Sohn, bereits zu werben angefangen. Nun erbot sich der General Escher, meinen Vater, damit er seinen Plänen nicht länger im Wege stehe, für eine Fähndrichsstelle bei dieser Compagnie zu empfehlen. Die Aussicht war lockend, denn die Garde wurde besser besoldet als die Linientruppen, und die Offiziere bekleideten bei der Armee einen höhern Rang als den ihrer Stelle im Regiment. Allein es hieß, das Leben in der Residenz sei theuer, und des höhern Soldes ungeachtet könne ein Gardeoffizier ohne Zulage schwerlich mit Ehren durchkommen. Der Vater in Zürich trug deßwegen lange

Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen, bis er sich endlich entschließen mußte, nachzugeben, um der schwankenden Lage des Sohnes ein Ziel zu setzen. Dieser begab sich also nach dem Haag und erhielt im März 1750 das Patent als Fähndrich in der Zürchercompagnie als Schweizergarde in Diensten „Ihro Hochmögenden den Generalstaaten".

Jetzt war meines Vaters Wunsch erfüllt, er bekleidete eine Stelle in einem auserlesenen Regiment, das den damals glänzenden Hof des Prinzen von Oranien Wilhelm IV., dessen Gattin Anna eine englische Prinzessin war, immer umgab und bewachte. Hier fand er Gelegenheit, sich die Formen der großen Welt anzueignen, mancherlei anziehende Bekanntschaften zu machen und hatte Aussicht auf baldiges Vorwärtsrücken, da noch mancherlei Wechsel im Personale vorauszusehen war. Sein ganzes Wesen war geeignet für die eingegangenen Verhältnisse. Von mittlerer Größe war er gewandt in allen Bewegungen und hatte eine blühende Gesichtsfarbe mit lebhaften, hellblauen Augen. Er scheint schon aus der Schweiz äußere Bildung und feinen Takt mitgebracht zu haben, verstand etwas italienisch und sprach das Französische bereits geläufig, was ihm überall Eingang verschaffte. Bei den Stabsoffizieren war er wegen seiner tadellosen Aufführung, seines Eifers, den Dienst zu erlernen, beliebt, und mit seinen Kameraden aus verschiedenen Kantonen stand er auf dem angenehmsten Fuß. Alles wäre daher gut gewesen, wenn nur nicht eingetroffen, was früher schon besorgt worden war. Sein jährlicher Sold, in Allem gegen 800 holländische Gulden betragend, reichte nämlich nicht hin, um standesgemäß leben zu können. Schon die Anschaffung der Uniform war kostspielig, denn es waren zwei verschiedene erforderlich: die kleinere für den täglichen Dienst war reicher ausstaffirt als die des Feldregimentes, und die große für außerordentliche Paraden, Revuen und Hoffeste so glänzend mit Silber gallonirt, daß diese allein auf 400 Gulden zu stehen kam. Zimmermiethe, Tafel und alles Uebrige war im nämlichen Verhältniß, viel theurer als in kleinern Garnisonen. Die meisten Offiziere, wenn auch ohne Zulage von Hause, machten dennoch großen Aufwand und folglich auch Schulden. Vor diesen aber scheute sich mein Vater, er

behalf sich so gut er konnte und schränkte sich überall ein. So gern er sich in der schönen Welt umsah, so lehnte er häufig Einladungen in gemischte Gesellschaft ab, weil dort hoch gespielt wurde, und wich es immer so viel als möglich aus, an den Lustbarkeiten seiner Kameraden Theil zu nehmen; beschäftigte sich lieber auf seinem einsamen Zimmer und bedauerte nur, die Mittel nicht zu besitzen, seine frühern Studien durch Unterricht fortzusetzen und sich daneben auch im Fechten, Tanzen und auf der Reitschule mehr vervollkommnen zu können. Aller Sparsamkeit ungeachtet gab es aber doch öfters bedeutende Lücken in seinem Beutel, die ihn nöthigten, den Vater um Nachhülfe anzugehen. Das gab dann stets großes Lamento bei den Eltern, theils weil sie wirklich nicht viel zu geben hatten, theils weil die guten Leute in Zürich nach dem Maßstabe jener Zeit gar nicht begreifen konnten, wie ein einzelner junger Mann mit 800 Gulden jährlicher Einnahme nicht mehr als genug habe; indeß bekam er zuletzt doch immer, was er unumgänglich bedurfte, und nachdem sein Bruder Caspar auf seiner Bildungsreise einige Monate im Haag bei ihm zugebracht und den Eltern bei seiner Heimkehr die Lebensweise, zu der ein Gardeoffizier genöthigt sei, umständlich hatte schildern können, so wurde der Vater allmälig etwas nachgiebiger und klagte nicht mehr so ängstlich, wenn er Zulage schicken mußte. Auch hatte er die Befriedigung, den Sohn schnell vorrücken zu sehen, denn dieser wurde schon im Juni 1752 zum Unterlieutenant und im März des folgenden Jahres zum zweiten Lieutenant mit Hauptmannsrang bei der Armee befördert, was immer mit einiger, wenn auch nicht beträchtlicher Gehaltserhöhung verbunden war, und neun Monate, die er 1753 auf 54 bei den Eltern auf Urlaub in der Schweiz zubrachte, wohin er mit einem Kameraden zu Pferd gereist war, und während welcher Urlaubszeit sein Sold wie gewohnt und ohne Abzug fortbezahlt wurde, halfen ihm seine Oekonomie wieder besser in's Gleichgewicht bringen. Gleich nach seiner Rückkehr in's Regiment wurde er auch von Neuem befördert und erhielt die erste Lieutenantsstelle.

Es war ihm erwünscht gewesen, seine Eltern, Geschwister und Jugendfreunde wieder zu sehen und reinere Luft einzuathmen, denn die holländischen

Nebel sagten ihm gar nicht zu; allein er fand doch einen großen Kontrast zwischen dem Aufenthalt im Haag und demjenigen in Zürich. Er war froh, sich im Ausland freier bewegen zu können, dehnte den Kreis seiner Bekanntschaften immer weiter aus und wurde nach und nach ein gewandter, vollendeter Weltmann, der überall seinen Platz behaupten konnte. Unter andern Verhältnissen stand er auch in einer Art literarischem Verkehr mit einem Prinzen von Hessen-Philippsthal, aus welcher deutschen Fürstenfamilie die jüngern Söhne gewöhnlich hohe Militärstellen in Holland bekleideten. Dieser Prinz war ein großer Verehrer Salomon Geßner's; mein Vater brachte ihm dessen neu erschienenen „Tod Abel's" aus der Schweiz mit und erhielt dagegen von ihm eine deutsche Uebersetzung der Oden des Horaz, die ich, so hölzern sie auch ist, noch unter meinen Büchern als ein werthvolles Andenken aufbewahre.

Indessen mußte mein Vater sich stets noch kümmerlich behelfen, wenn schon sein Sold als erster Lieutenant sich nunmehr auf 1200 Gulden belief, und zuweilen, wenn auch seltener als früher, Zuschuß aus der Heimat verlangen, was ihm immer drückender wurde, weil er seinen Vater mehr kostete als seine beiden Brüder. Da nun in jener Zeit die Alchemie noch im Flor stand und sehr vernünftige, sonst kenntnißreiche Leute an die Möglichkeit glaubten, gemeine Metalle in edlere zu verwandeln, so verfiel mein Vater auf den Gedanken, seine Oekonomie vielleicht vermittelst dieser geheimnißvollen Wissenschaft verbessern zu können, indem er den Stein der Weisen zu suchen trachtete, wozu er von einem Adepten, Namens Vautan von Namur, mit dem er zufällig bekannt geworden, aufgemuntert und mit gutem Rath unterstützt wurde. Er sammelte allmälig so viel alchemistische und kabalistische Schriften, als er nur immer habhaft werden konnte, schrieb weitläufige Traktate aus verschiedenen Sprachen ab, wovon noch einige Fragmente vorhanden sind, z. B. **Tumba semiramidis hermetice figilata,** die entdeckte Gruft der Natur **Aurea catena Homeri** u. dgl., und schaffte sich einen kleinen chemischen Apparat an, womit er Versuche mit Metallen, Salzen und andern Substanzen anstellte, Thau am Morgen in reinen Tüchern auffing und destilirte und den

hocus pocus durchführte, den ihm Vautan angab oder den er in seinen Büchern vorgeschrieben fand. Heutzutage belächelt man mit Achselzucken solche eitle Versuche, die flüchtige Fortuna beim Fittig zu erhaschen, fließt aber das industrielle Treiben der Gegenwart aus einer reinern Quelle? Vor kostspieligen Wagnissen, womit leichtgläubige Forscher sich zuweilen durch abgefeimte Abentheurer zu ihrem Ruin verleiten ließen, bewahrte meinen Vater seine Klugheit und Gewissenhaftigkeit; daher blieben seine Versuche nur ein unschuldiges Spiel der Phantasie. Wenn auch gar nichts dabei herauskam, so gab er selbst in spätern Jahren, wo ihm solche Mittel, sich Wohlstand zu erwerben, überflüssig geworden, den Glauben an die Möglichkeit, vermittelst Alchemie über große Reichthümer zu gebieten, nie ganz auf. Ein besonderes Erlebniß hatte ihn in diesem Glauben bestärkt. Die Gardeoffiziere standen gewöhnlich in einigem Verkehr mit den Juden, die ihnen ihre abgetragenen silbernen Borten, Stickereien und Troddeln abkauften und sich zu allerlei Aufträgen brauchen ließen. So war auch mein Vater mit einem solchen Juden, Namens Kalmer, der zu den Bessern seiner Klasse gehörte, in Beziehung gekommen. Vielleicht machte derselbe auch Versuche in der Goldkocherei. Ein mit Urlaub nach der Schweiz abgereister Gardeoffizier, der in dem Garten eines abgelegenen Quartiers ein artiges Häuschen besaß, das während seiner Abwesenheit leer und unbenutzt blieb, hatte meinem Vater den Schlüssel dazu gegeben. Dieser Umstand mochte Kalmern bekannt sein. Einst kam er zu meinem Vater und erkundigte sich, ob er nicht die Befugniß habe, dieses Häuschen einige Wochen einem Fremden zu vermiethen. Wie mein Vater sich erkundigte, wer denn dieser Fremde sei, wollte Kalmer nicht näher herausrücken und bemerkte bloß, es sei ein angesehener und reicher Mann, der sich mit geheimen Wissenschaften beschäftige und durch dritte Hand aus weiter Ferne an ihn gewiesen worden, um ihm während seines Aufenthaltes in Holland zu seinen Zwecken behülflich zu sein. Da mein Vater in diesem Unbekannten einen Adepten witterte, seine Neugierde durch die geheimnißvolle Einleitung gereizt wurde, das Häuschen leer stand und folglich keine Gefahr damit verbunden schien, dasselbe für kurze Zeit benutzen zu lassen,

so erbot er sich dem Fremden, den er zu sehen begierig war, die Gelegenheit sogleich zu zeigen. Aber Kalmer bemerkte nun, der Fremde beobachte das strengste Inkognito, zeige sich nirgends bei Tage und somit könne die Besichtigung des Häuschens nur in später Abendstunde stattfinden. Mein Vater fügte sich in diese Sonderbarkeit und die Zeit der Zusammenkunft wurde verabredet. Am Abend, als es bereits dunkel war, hielt ein Wagen vor meines Vaters Wohnung und Kalmer meldete sich, ihn abzuholen. Wie mein Vater einstieg, sah er zu seiner Verwunderung einen ehrwürdigen Greis in reicher orientalischer Kleidung mit silberweißem, bis auf den Gürtel reichenden Bart im Wagen sitzen, der ihn mit einem vornehmen Anstand grüßte und nur wenige Worte in gebrochenem Französisch mit ihm wechselte. In dem Häuschen angelangt, besah sich der Fremde die Wohnzimmer bloß flüchtig, untersuchte dagegen die Kamine und den Feuerherd in der Küche sehr genau, ließ gegen Kalmer, der ihn mit unterthäniger Ehrerbietung behandelte, einige Worte in unbekannter, wahrscheinlich hebräischer Sprache fallen, verbeugte sich gegen meinen Vater und führte ihn, nachdem das Häuschen wieder verschlossen worden, im Wagen nach seiner Wohnung zurück.

Am folgenden Morgen kam Kalmer und berichtete, der Fremde bedaure, meinen Vater vergeblich bemüht zu haben, das Häuschen wäre wohl als Wohnung für ihn passend, der Feuerherd aber zu klein und nicht nach seinen Bedürfnissen eingerichtet. Vergeblich trachtete mein Vater, etwas mehr über die geheimnißvolle Erscheinung zu vernehmen, Kalmer wich jeder Frage beharrlich aus und versicherte bloß, der Fremde sei ein Mann von ebenso freundlichen Gesinnungen als von unermeßlichem Reichthum, der aber durchaus unbekannt sein wolle. Seit dieser kurzen Zusammenkunft hörte mein Vater weiter nichts mehr von dem Greis, den er für einen orientalischen Rabbiner angesehen und konnte, jeder Nachfrage ungeachtet, nicht erfahren, in welchem Gasthof oder wo sonst sich derselbe im Haag aufgehalten haben möchte. Auch Kalmer zeigte sich nicht mehr bei ihm, es hieß, derselbe habe Holland für immer verlassen. Bei näherer Ueberlegung kam dieses geheimnißvolle Erscheinen des silberbärtigen Greises

und dessen plötzliches Verschwinden mit Kalmer meinem Vater verdächtig vor; da aber keinerlei Betrügereien, weder von einem Unbekannten noch von Kalmer ruchbar wurden und der Letztere bei seinem Verschwinden keine Schulden und einen tadellosen Ruf hinterlassen, so schien jeder Verdacht beseitigt und mein Vater vergaß allmälig die ganze Geschichte.

Wie er sich aber nach mehreren Jahren wegen Geschäften in Paris befand und in dem Vorsaal eines Ministers auf Audienz wartete, erblickte er in dem Gedränge einen Mann in reicher Hofkleidung mit dem Degen an der Seite, den er früher schon irgendwo gesehen zu haben glaubte und der auch ihn aufmerksam zu betrachten schien. Beide näherten sich einander und mit Erstaunen erkannte nun mein Vater den Juden Kalmer, der seinerseits sehr erfreut schien, den lieben Herrn Kapitän Heß wieder zu sehen. Aber Kalmer, rief mein Vater, wie kommt ihr hieher? Was hat sich mit euch zugetragen? Eure Umstände scheinen sich ganz verändert zu haben! Und Kalmer erwiederte: Wohl sind sie anders und ist mir großes Glück zu Theil geworden! O unser Mann, unser Mann! Erinnern sie sich noch des alten Mannes mit dem weißen Bart? Diesem hab' ich mein Glück zu verdanken! Weiter war nichts aus diesem in einen vornehmen Herrn verwandelten Juden herauszubringen. Bald aber vernahm mein Vater, derselbe habe dem ökonomisch zu Grunde gerichteten Herzog von Chaulnes seine Besitzungen abgekauft und übe nun, wenn auch noch Israelite, unter andern das Recht aus, als Collator katholische Pfründen auf seinen Gütern zu verleihen. Während der Revolution soll das Haupt des hochbetagten Kalmers, Herzog von Chaulnes, unter der Guillotine gefallen sein. Diese Anekdote habe ich mehrmals meinen Vater erzählen hören und er schien, ohne sich näher darüber zu äußern, als gewiß anzunehmen, der alte Unbekannte habe das Geheimniß besessen, Gold zu machen, und den Kalmer, der ihm dabei geholfen und sich dienstfertig und treu gegen ihn erwiesen, aus seinem Ueberfluß bereichert.

Nachdem mein Vater sechs Jahre in holländischen Diensten zugebracht, eröffnete sich ihm unverhofft eine Aussicht auf Wohlstand und Glück, die er vergebens aus dem Schmelztigel heraufzubeschwören getrachtet hatte.

Im Juli 1756 erhielt er wieder Urlaub, der ihm von Neuem Gelegenheit verschaffte, seine Oekonomie zu verbessern und seine Eltern zu besuchen, die er aufrichtig liebte und verehrte, ohne sich in der Muhmerei behaglich zu fühlen, die im Kreise seiner übrigen weitläufigen Bekanntschaft herrschte. Dort war er häufig der Gegenstand müßigen Geschwätzes, jede Frau Base hätte gern dem jungen schmucken Offizier eine ihrer Freundinnen zur Frau geben, jeder Herr Vetter ihm seinen guten Rath aufdringen mögen, und da die Eltern zwar eine große Freude über den wohlgerathenen Sohn bezeugten, dabei aber doch mitunter jammerten, wie er bei der Garde aber auch gar so viel Geld brauche, so meinte einst ein solcher dienstfertiger Rathgeber, da der Herr Vetter Hauptmann solide Studien gemacht, so wäre es wohl möglich, wenn er den Dienst verlassen wollte, ihm in Zürich ein Professorat zu verschaffen, das mit einem jährlichen Einkommen von 300 Gulden verbunden war. Vermuthlich war es das Professorat der vaterländischen Geschichte, das Hans Rudolf Heß (geb. 1646, Landvogt zu Grüningen) gestiftet und mit einem Kapital von 3000 Gulden ausgestattet hatte. Solche einfältige Einmischungen in seine Angelegenheiten nahm mein Vater leicht auf, er wußte sich denselben mit vieler Gewandtheit zu entziehen, ohne die unberufenen Rathgeber vor den Kopf zu stoßen, und entschädigte sich anderwärts für die Langeweile in kleinstädtischer Umgebung.

Es wohnte damals in Zürich an der Badergasse ein Doktor Lavater, der als Arzt und Chirurg in so gutem Ruf stand, daß sich öfters Kranke aus andern Kantonen bei ihm einmietheten, um von ihm behandelt zu werden. Dießmal befanden sich zwei fremde Frauenzimmer in seinem Hause: ein Fräulein Martha de la Tour, die als kleines Kind vom Arm der unvorsichtigen Wärterin die Treppe hinuntergefallen war, was diese verheimlichte, bis es erst später, als das Kind nicht gehen lernen konnte, herauskam, daß es bei jenem Fall die Hüfte verrenkt hatte. Diese wurde zwar, so gut als es möglich war, wieder eingerichtet, aber das jetzt zwanzigjährige Mädchen war hinkend geblieben und bereits seit mehreren Jahren in Folge ungünstiger Schicksale in Zürich versorgt worden,

ohne näher beachtet zu werden, bis im Herbst 1755 eine fünfundzwanzig Jahre ältere Schwester, Madame Meuron, sich aus Frankreich bei ihr einfand, begleitet von einem ältern Herrn, der aber nach Verfluß einiger Monate allein wieder abreiste. Da verließ Fräulein Martha ihre bisherige Pension und begab sich mit ihrer Schwester in das Haus des Doktor Lavater, um von ihm behandelt und womöglich von ihrem Hüftübel wieder befreit zu werden. Eine vertraute Zofe, Namens Süsette, bediente die beiden Frauenzimmer. In Zürich reizte damals die Anwesenheit von Fremden, die sich längere Zeit dort aufhielten, die müßige Neugier und gab Stoff zu mancherlei Unterhaltung. Man forschte auf den Stand und Vermögen der beiden Frauenzimmer und erschöpfte sich in Muthmaßungen darüber. Die Einen meinten vernommen zu haben, sie wären sehr vornehm, wenn auch von schweizerischer Abkunft, ihr Vater sei ein reicher Mann, der an der spanischen Grenze wohne und dort Bergwerke besitze; Andere aber, die wußten, daß Martha sich schon längere Zeit in Zürich aufgehalten habe, glaubten etwas Zweideutiges, das auf Abentheuer deute, zu wittern, zumal die Frauenzimmer keinen Aufwand machten, sehr eingezogen lebten und Bekanntschaften eher auszuweichen als zu suchen schienen. Mit diesen Schwestern wurde mein Vater bekannt, ohne daß ich weiß, wie sich das fügte. Vielleicht war der Doktor Lavater, bei dem sie wohnten, ein weitläufiger Verwandter seiner Mutter, der sie bei meinen Großeltern einführte, denn daß sie auch zuweilen in's Posthaus kamen und alle Individuen der Heßischen Familie schon damals kannten, geht aus spätern Briefen unzweideutig hervor. Mir mangeln öfters genaue Angaben, und was ich nicht in den noch vorhandenen Briefen finde, vermag ich nicht zu ergänzen. Ich weiß nur, daß mein Vater diese Schwestern gern und allmälig immer häufiger besuchte. Da Beide nur wenig deutsch verstanden, mußte es ihnen erwünscht sein, sich mit einem gewandten jungen Mann französisch unterhalten zu können, und dieser hatte sich bald ihr Vertrauen und besonders die Zuneigung der Jüngern erworben.

Fräulein Martha war zart gebaut und in Folge ihres Unfalles von schwächlicher Gesundheit. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßig und ein-

nehmend, die hellbraunen Augen belebte ein freundlicher Ausdruck, und ohne den bedauerlichen Umstand des Hinkens hätte sie in jeder Beziehung für ein schönes Frauenzimmer gelten können. Heiter, sanft und anspruchslos fand sie sich in der beschränkten Haushaltung des Doktor Lavater leicht zurecht. Zum Zeitvertreib half sie diesem öfters Arzneien zubereiten, erwarb sich dabei einige oberflächliche Kenntnisse von Haus- und andern Heilmitteln und sammelte und schrieb eine Menge Rezepte ab, was zuletzt eine entschiedene Liebhaberei für sie wurde.

Im Gespräch erzählten die Schwestern allmälig manches von ihren Verhältnissen, von ihrem Vater, der ursprünglich von St. Gallen gebürtig, unter wechselnden Schicksalen den größten Theil seines Lebens in Frankreich zugebracht und nun im fernen Baskenlande ein bedeutendes Bergwerk besitze. Die ältere Schwester Elisabeth habe sich jung mit einem Herrn Meuron von Neuchâtel verheirathet, mit dem sie bei ihren Eltern in den Pyrenäen gewohnt. Als sie dort ihren einzigen Sohn geboren, sei um die nämliche Zeit auch ihre Mutter mit ihrer Schwester Martha niedergekommen und bei rüstiger Gesundheit habe Elisabeth neben ihrem Knäblein auch ihr kleines Schwesterlein gestillt. Nachher habe die Familie sich zerstreut. Die Mutter sei vor vierzehn Jahren schon in der Schweiz gestorben, wo Martha zurückgeblieben, erst bei Verwandten und dann in Zürich in dem Hause eines Geistlichen, den ihr Vater früher in Frankreich gekannt, bei dem sie gut versorgt gewesen sei und bei geringer Kenntniß der deutschen Sprache ihren Unterricht in französischer erhalten habe. Frau Meuron sei von ihrem Vater aus den Pyrenäen hergesandt worden, die Schwester abzuholen und ihm endlich wieder zuzuführen, vorher aber noch durch einen geschickten Arzt versuchen zu lassen, die kranke Hust zu heilen, wozu in jenen Gegenden wenig Gelegenheit gewesen wäre. Als mein Vater in der Folge sich noch öfterer einfand und sich immer mehr von Martha's liebenswürdigen Eigenschaften angezogen fühlte, begann er der Hoffnung Raum zu geben, in ihr vielleicht eine Gattin finden zu können, die ihn durch ihren Charakter beglücken und zugleich seinen Wohlstand begründen könnte. Nun aber wurde ihm bei gegenseitig steigender

Vertraulichkeit auch eröffnet, daß Martha durch ihren Vater mit einem seiner Freunde verlobt worden sei, welcher, bei dessen Geschäft betheiligt, mit ihm in den Pyrenäen wohne. Das war eine Warnung für meinen Vater, sich weiter nicht mit eiteln Hoffnungen zu täuschen.

Mittlerweile erhielten die Schwestern eine unerwartete Nachricht. Ihr Vater, obgleich bereits über 67 Jahre alt, hatte sich auf einer seiner vielen Geschäftsreisen nach kurzer Bekanntschaft mit einem noch ganz jungen französischen Frauenzimmer verlobt und die Verbindung sollte gegen Jahresende in Genf vollzogen werden, welches Ereigniß die ältere Schwester bedeutend aufregte und viel besprochen wurde.

In den ersten Tagen Dezembers kam die ebenso überraschende Nachricht, daß Martha's Verlobter, ein Junker Zollikofer von St. Gallen, nach kurzer Krankheit in Baigorry gestorben sei. Martha wurde zwar durch diese Wendung ihres Schicksals zu ernster Rührung gestimmt, schien aber doch dadurch in keine besonders tiefe Traurigkeit versetzt zu werden; der verblichene Bräutigam war so bejahrt gewesen, daß er ihr Vater hätte sein können. Jetzt, da dieses Hinderniß gehoben war, hätte mein Vater mit seinen Absichten allmälig hervortreten dürfen; es schien auch, seine Bewerbung um Martha's Hand würde schwerlich von ihr abgewiesen, da sie in kindlicher Unschuld nicht mehr verhehlen zu wollen schien, daß er ihr nichts weniger als gleichgültig sei. Allein mein Vater zögerte noch immer; der rasche Schritt des alten Herrn, sowie dessen frühere so unpassend scheinende Verlobung seiner Tochter mit einem viel ältern Mann, auch noch der besondere Umstand, daß der Vater von dem nahen Genf aus seine Töchter weder besucht noch zur Hochzeit eingeladen, gab ihm viel zu denken und ließ auf kein liebevolles Verhältniß zu den Kindern schließen. Er durfte kaum voraussetzen, daß Herr de la Tour in eine Verbindung seiner Tochter mit einem unbemittelten Offizier einwilligen würde, und solche allerdings nicht unbegründeten Betrachtungen hielten ihn in peinlicher Unschlüssigkeit befangen. Wenn Madame Meuron sich früher schon für meinen Vater günstig gestimmt zeigte, so schien sie, die gewandter und weltkluger als die sanfte unschuldige Martha war, seit Empfang jener

Nachrichten noch weit mehr geneigt, ihn zu einer Erklärung aufzumuntern. Sie erzählte häufiger und umständlicher von ihres Vaters großen Besitzungen, von dem reichen Ertrag seines Bergbaues und von den Erwartungen, zu welchen seine Töchter berechtigt wären. Selbst die vertraute Zofe Süsette gab sich das Ansehen, dem hübschen jungen Offizier bei ihrer Herrschaft Vorschub leisten zu wollen. Dergleichen Andeutungen waren aber mehr geeignet, meinem vorsichtigen Vater neue Bedenklichkeiten statt Ermuthigung einzuflößen, sich jetzt schon entschieden auszusprechen. Er schwankte lange hin und her und bestrebte sich ruhig zu beobachten. Martha zeigte sich immer gleich unbefangen, liebenswürdig und freundlich, und wenn sie ihre Neigung zu meinem Vater auch ohne Verstellung vorherrschen ließ, so war sie doch weit entfernt, ihn durch Versuche von Koketterie fesseln zu wollen. Solche aufrichtige, reine und treuherzige Gesinnung konnte ihre Wirkung nicht verfehlen und mein Vater beschloß, sich das ihm in Aussicht gestellte Glück anzueignen, sobald die übrigen Verhältnisse sich eben so günstig für ihn gestalten würden, was noch von verschiedenen Umständen abhing. Der Anstand gestattete ebenfalls nicht, so kurz nach dem Tode des Bräutigams als förmlicher Bewerber aufzutreten. Inzwischen rückte die Zeit heran, wo er sich wieder bei seinem Regiment einfinden mußte. An Verlängerung seines Urlaubs war nicht zu denken, und mit gemischten Empfindungen bereitete er sich zur Abreise nach Holland. Die Schwestern verhehlten nicht, wie ungern sie seine Gesellschaft missen würden, und kamen seinem Wunsche, die angenehme Bekanntschaft durch Briefwechsel zu unterhalten, auf halbem Wege bereitwillig entgegen. Der Abschied wurde beiden Theilen schwer. Den Eltern etwas von seinen Wünschen und Hoffnungen zu offenbaren, getraute sich mein Vater noch nicht, denn er wußte zu gut, welche Bedenklichkeiten sie ihm entgegenstellen und welche genaue Auskunft über die Vermögensumstände des Herrn de la Tour, die ihm selbst noch lange nicht hinreichend bekannt waren, sie von ihm verlangen würden, bevor er ihre Zustimmung, eine fremde Frau zu heirathen, erhalten könnte. In Zürich wußte man genau zu berechnen, was eine Tochter aus einer be-

kannten Familie an Mitteln zu erwarten hätte: ein Bergwerk in den Pyrenäen war aber mit spanischen Luftschlössern und böhmischen Dörfern zu vergleichen.

Seine Brüder hingegen wurden von Allem in Kenntniß gesetzt: Jakob, der des alternden Vaters Stelle an der Post versah, weil der Briefwechsel mit den Schwestern durch seine Hände gehen mußte, und Caspar, weil er sich von jeher meinem Vater treu und dienstfertig erzeigt hatte.

Im April 1757 befand er sich wieder im Haag und die Trennung von der lieblichen Martha fiel ihm jetzt noch schwerer, als er früher geglaubt hatte. Ihre Briefe wurden immer zutraulicher und in den seinigen drückte er seine Wünsche und Hoffnungen immer deutlicher aus. Nach seiner Abreise trachteten die Brüder, das Verhältniß bei den Frauenzimmern, die sie nun abwechselnd besuchten, im Gang zu erhalten. Im Laufe des Sommers wagte es der Professor Caspar, eine günstige Veranlassung benutzend, bei dem Vater zu forschen, wie er eine Eröffnung über diesen wichtigen Gegenstand von Seite des Bruders anhören würde. Der alte Herr, wenn schon er vielleicht etwas von dem angebahnten Verhältniß merken mochte, zeigte sich sehr erstaunt und brachte alle erwarteten Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten gegen eine solche unsichere Verbindung zur Sprache.

Da sich unter der Behandlung des Doktor Lavater Martha's Umstände allmälig etwas gebessert hatten, er selbst aber wenig Hoffnung gab, daß ihre Hüfte vollständig hergestellt werden und daß sie je mit Sicherheit ohne Krücke wandeln dürfte, so verließen die Schwestern Zürich im September und reisten nach Baigorry, um dort die Bekanntschaft ihrer neuen Stiefmutter zu machen. Martha sehnte sich, ihrem Vater, den sie so lange nicht mehr gesehen, ihr Herz zu enthüllen, und Elisabeth vereinigte sich gern wieder mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne. Die ersten Briefe, die mein Vater von den Schwestern aus den Pyrenäen erhielt, lauteten so freundlich und enthielten so dringende Einladungen, sie doch einmal in ihrem Bergthal zu besuchen, daß er sich nun endlich unzweideutig gegen

Martha erklärte, die ihm dann auch ohne Verzug und ohne Hehl offenbarte, wie lieb sie ihn gewonnen und wie ihr Vater, dem sie ihr ganzes Herz ausgeschüttet und ihm die guten Eigenschaften ihres Freundes, wie sie ihn nannte, geschildert, ihrer Verbindung mit ihm keine Schwierigkeiten entgegensetzen werde. Nachdem nun die von meinem Vater da und dort unter der Hand eingezogenen Erkundigungen über die Persönlichkeit und Vermögensverhältnisse des Herrn de la Tour sehr günstig ausgefallen waren, schrieb mein Vater offen und weitläufig an den seinigen, um von diesem die Zustimmung zu dieser Verbindung zu erhalten und ihn zu bitten, bei Herrn de la Tour um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Da er aber wußte, daß bei der Unentschlossenheit seines Vaters die Einleitung der nöthigen Schritte von Zürich aus kaum so schnell stattfinden werde, so schrieb er auch direkt an Herrn de la Tour, der ihm dann schon in der ersten überaus günstigen Antwort Anerbietungen über seine künftige Einrichtung und Niederlassung machte. Endlich entschloß sich auch mein Großvater, den Bewerbungsbrief an Herrn de la Tour abgehen zu lassen. In diesem Briefe wurde indessen bemerkt, wie sein Sohn Hans Rudolf, Offizier bei der Garde, um so weniger ein bedeutendes Vermögen zu erwarten habe, als selbiger schon viel Geld im Dienst verbraucht hätte und diese Summen ihm dereinst angerechnet werden müßten u. dgl. Herr de la Tour ließ nach seiner raschen Weise nicht lang auf eine freimüthige und höchst befriedigende Antwort warten, worin er seine meinem Vater bereits gegebenen Zusicherungen wiederholte und von seiner Seite wenig anderes als die Beobachtung verschiedener Formalitäten verlangte. Wenn er es zwar nicht billig fand, daß dem Sohn dereinst die Fremdengelder an seinem Erbtheil abgezogen werden sollten, so anerbot er dagegen vorweg eine Ausstattung von 30,000 Franken und ferner in der Voraussetzung, der junge Ehemann werde mit seiner Frau nicht in den Pyrenäen bleiben wollen, eine Summe von 60,000 Franken oder noch mehr, wenn nöthig sein sollte, um eine Gerichtsherrlichkeit in der Schweiz zu kaufen, damit das Ehepaar standesgemäß leben könne. Er verlange, daß der Sohn den Militärdienst ohne Verzug verlasse und,

damit er auch Aussicht auf Ehrenämter habe, so solle, im Fall in Zürich nicht zwei Brüder Zutritt in die Regierung fänden, sein Bruder Jakob sich verpflichten, ihm hier nicht im Weg zu stehen. An dieser Stelle hieß es: « **Les honneurs font pour nous plus que les biens** ». Von Herrn **de la Tour** wurde auch das Anerbieten gemacht, den Bruder Professor zu sich reisen zu lassen, damit dieser sich von der Realität der Versprechungen überzeugen könne. Gerade die Generosität seitens der Verwandten Martha's machten aber den Großvater stutzig, er glaubte die großmüthigen Anerbietungen kaum annehmen zu dürfen. Diese Verzögerung wurde in Baigorry unangenehm empfunden, die sanfte Martha allein blieb sich ganz gleich ruhig, freundlich und ohne alle Empfindlichkeit. In Holland von seinen Dienstpflichten zurückgehalten, litt mein armer Vater sehr unter diesem Zaudern und schrieb nutzlose Briefe nach allen Seiten. Endlich wurden alle Hindernisse beseitigt, statt des Professor Caspar begab sich nun mein Vater selbst, dem es nur mit Mühe gelang, für wenige Wochen Urlaub zu erhalten, den 8. September nach Paris, um sich dort seinem künftigen Schwiegervater vorzustellen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Hier fand er den Herrn **de la Tour** in einem schönen Hotel, wo er auch gleich gastfreundlich aufgenommen wurde. Schon in den ersten Stunden fiel die Centnerlast der Befangenheit von seinem Herzen. Der 68jährige Mann sah noch frisch und blühend aus wie ein Dreißiger. Unverkennbare Güte blickte aus seinen hellbraunen Augen, und wenn auch gewandt in allen Formen der großen Welt, sogar, wo es nöthig schien, zu allen Intriguen geschickt, trug er dennoch das Herz auf der Zunge und empfing den sehnlich erwarteten Eidam, als wäre dieser sein eigener Sohn.

Mein Vater machte auf ihn auch sogleich den günstigsten Eindruck. Nach den Müsterchen, die er von Zürich her zu kosten bekommen, mochte Herr **de la Tour** erwartet haben, doch hie und da aus ihm noch etwas Philisterthum hervorgucken zu sehen, allein mein Vater hatte sich dessen schon längst entledigt und stand dem alten stattlichen Herrn, wenn auch bescheiden, doch mit der Freimüthigkeit und Sicherheit eines vielseitig gebildeten

Weltmannes gegenüber. In kurzer Zeit war das gegenseitige Vertrauen begründet, alles, was zu verabreden war, wurde bald und ohne Contrakte auszuwechseln mündlich festgesetzt und, durch die Persönlichkeit meines Vaters vollkommen über das Schicksal seiner geliebten Tochter beruhigt, beharrte Herr de la Tour nicht weiter auf verschiedenen kleinen Punkten, die er früher zu verlangen für nöthig gehalten und die in Zürich Bedenken erregt hatten; sogar ließ er meinem Vater die Wahl, seine Entlassung aus dem Dienst erst dann zu nehmen, wenn er den Zeitpunkt dafür geeignet halten würde. Neben dieser wichtigen Familienangelegenheit hatten noch viel andere Geschäfte den Herrn de la Tour nach Paris geführt. Erst jetzt, wie er für diese thätig wurde, konnte mein Vater den Umfang seiner Verhältnisse mit den höchsten Ständen der Gesellschaft, in welcher er sich mit eben so viel Würde als mit einer Leichtigkeit bewegte, die von langer Uebung und Erfahrung zeugte, sowie die allgemeine Achtung richtig beurtheilen, in welcher sein Schwiegervater bei den königlichen Ministern stand. Ueberall führte ihn dieser in seinem Wagen mit sich herum, stellte ihn als künftigen Tochtermann vor und schien darauf bedacht, auch ihm alle Thüren offen zu behalten für die Zukunft. Da Herr de la Tour sich anerboten hatte, die nöthigen Mittel zur Anschaffung einer ansehnlichen Besitzung, was er aus alter Erinnerung eine Gerichtsherrlichkeit nannte, zu liefern, sich aber in der Schweiz nirgends etwas dergleichen verkäuflich fand, so war von dorther meinem Vater beigebracht worden, die Statthalterei Bubikon könnte ihm vielleicht zu Theil werden, wenn er sich darum bewerben würde.

Der Malteser-Orden besaß nämlich im Kanton Zürich die kleine Commende Bubikon, welche ein Agregat der Commenthurei Heitersheim war, wo der deutsche Johannitermeister residirte und durch alte Verträge gebunden war, einen Statthalter, der kein Mitglied des Ordens zu sein brauchte, aus der Zürcherischen Bürgerschaft für Bubikon zu erwählen. Dieser Statthalter bewirthschaftete für eigene Rechnung die vielen Güter, bezog die Zehnten und übrigen Gefälle des Ordens, übte die niedere Gerichtsbarkeit, das Collaturrecht für die Kirchen von Bubikon, Wald

und Hinweil aus und bewohnte das Ritterhaus, wogegen er der Commenthurei Heitersheim einen jährlichen Pachtzins zu entrichten hatte.

Die fünfundzwanzigjährige Pacht ging ihrem Ende entgegen und mein Vater entschloß sich, sich darum zu bewerben. Wegen allfällig andern Reflektanten mußte die Sache vorerst im Geheimen betrieben werden. Von Herrn de la Tour wurde mein Vater dem Grafen von Troisvilles, der mit dem Gesandten von Malta gut bekannt war, vorgestellt und dieser versprach ihm, sich für ihn in Heitersheim beim Großcomthur Grafen von Schauenburg und seinem Coadjutor, Freiherr von Baden, zu verwenden. Ein Pater aus dem Kloster Einsiedeln, der mit den Maltesern befreundet war, wurde in's Interesse gezogen und auch die Fürsten von Thurn und Taxis, mit denen der Vater Heß wegen seinen Postverbindungen in Berührung stand, sollten für seinen Sohn wirken. Die zur Fortführung dieser geheimen Verhandlungen nöthigen Summen wurden von Herrn de la Tour vorgestreckt.

Von Paris aus eilte mein Vater wieder nach dem Haag zurück, da sein Urlaub inzwischen ablief und erhielt dort in den ersten Tagen Dezembers die Nachricht, daß seine Mutter gestorben sei, was ihm sehr nahe ging.

Ueber Winter wurde nun ein lebhafter Briefwechsel mit Baigorry und Zürich unterhalten über die verschiedenen Projekte, die im Laufe des Jahres 1759 zur Reife kommen und ausgeführt werden sollten. Unterdessen trat bei meinem Vater einer jener sonderbaren Widersprüche ein, die so oft im menschlichen Gemüth vorkommen. So innig er Martha liebte und so erwünscht es für ihn in seiner Lage sein mußte, durch sie glücklich und durch das Vermögen, das er von ihr zu erwarten hatte, unabhängig zu werden, so regte sich doch jetzt in ihm ein an Stolz grenzendes Ehrgefühl, wenn er bedachte, wie er von seiner Seite so wenig oder gar nichts in die Waagschale zu legen habe. Dieses Ehrgefühl erlaubte ihm nicht, von den Anerbietungen des Herrn de la Tour, der ihn bei jeder Gelegenheit mit Geldmitteln unterstützen wollte, Gebrauch zu machen, wenigstens so lange nicht, als er noch kein wirkliches Mitglied

seiner Familie wäre, und doch konnte er voraussehen, daß er in der nächsten Zeit viel Geld brauchen werde, das von seinem Vater in Zürich zu verlangen er sich nicht mehr getraute. Er hätte daher noch länger im Dienst bleiben mögen, um noch weiter vorzurücken, wozu er bald Gelegenheit zu finden wähnte, indem ein Gerücht ging, der Capitain-Commandant der Compagnie werde den Dienst verlassen, um sich zu verheirathen; an dessen Stelle eingerückt, hätte er ungefähr eine Besoldung von 2000 Gulden und den Oberstlieutenantsrang erhalten, was ihm in den Augen des Herrn de la Tour, der viel auf solche Auszeichnungen hielt, mehr Ansehen gegeben hätte. Ob aber Martha, mit ihm vereinigt, ihn in seine Garnison begleiten, ob ihr Vater dies zugeben würde, daran war kaum zu denken! Wie sich das Gerücht von dem Projekt des Capitain-Commandanten bald als unbegründet zeigte, glaubte er nun von den unter ihm angestellten Offizieren eine Entschädigung erwarten und verlangen zu dürfen, wenn er ihnen durch seinen Austritt Platz machen würde; denn dergleichen Mäkeleien fanden damals noch statt. Allein sein Verhältniß zu Fräulein de la Tour war in Zürich schon längst ausgeschwatzt und ruchbar, daher die von dort gebürtigen Offiziere ruhig abwarten konnten, bis er seine Entlassung ohne Entschädigung nehmen und ihnen Platz machen mußte.

Nun kam, nachdem die verwittwete Prinzessin von Oranien im Februar 1759 gestorben war, der Fortbestand der Schweizergarde in Frage. Dieses Regiment war durch den Einfluß des Hofes und zu dessen Schutz errichtet worden, wurde aber von verschiedenen Provinzen, die zu dessen Besoldung beitragen mußten, ungern gesehen, weil es weit mehr als die andern Schweizertruppen kostete. Jetzt erhoben sich Stimmen, die dessen Auflösung verlangten. Wäre das Regiment wirklich abgedankt worden, so hätten die Offiziere auf Pension Anspruch machen können, die aber mein Vater nicht erhalten hätte, wenn er schon vor der Entscheidung seinen Abschied genommen. Er glaubte also noch auf diese warten zu müssen. Allein Herr de la Tour ermahnte ihn nun, nicht länger zu warten, weil sich gerade damals die europäischen Verhältnisse verwickelten,

daß der Ausbruch eines Krieges möglich schien, in welchem Fall mein Vater den Dienst nicht hätte mit Ehren verlassen dürfen. Je mehr mein Vater unschlüssig zauderte, desto dringlicher wurde der alte Herr, der ihm zuletzt, als seine Ermahnungen kein Gehör fanden, die Wahl ließ, in Holland zu bleiben und auf die Hand seiner Tochter zu verzichten, oder nicht länger auf sich warten zu lassen. Ende Mai gelang es meinem Vater, einen Urlaub auf ein halbes Jahr zu erhalten und einige hundert Gulden aufzunehmen, um alle in Holland ausstehenden Rechnungen zu bezahlen und sich zugleich eine passende Ausstattung und eine Reisekalesche anzuschaffen. Da er aus Baigorry lange keine Nachrichten gehabt hatte, eilte er mit Gefühlen der Angst und Hoffnung Tag und Nacht mit Extrapost durch Frankreich und erreichte Paris den 8. Juni. Hier betrieb er bei dem Gesandten von Malta die Bubikoner Angelegenheit und reiste dann schnell möglichst nach den Pyrenäen. An den verschiedenen Poststationen war seine Ankunft bereits angesagt und er entnahm dieser Fürsorge des Herrn de la Tour, daß seine Ankunft mit Freuden begrüßt werde. Mit hochklopfendem Herzen langte mein Vater den 25. Juni im Thal St. Etienne zu Baigorry an, wo ihm ein Empfang zu Theil wurde, der seine kühnsten Erwartungen übertraf. In einem weitläufigen Brief an seinen Vater schrieb er sobald er sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte: « On m'a reçu au bruit du canon et avec toutes les marques de joie qu'on peut témoigner à une personne qu'on attende avec impatience ».

Noch sehnlicher als ihr Vater hatte ihn Martha erwartet, die ihn nun als ihren Verlobten betrachten, ihrem Herzen keinen Zwang mehr auflegen und ihm unverholen bekennen durfte, wie theuer er ihr schon gewesen, als er sie und ihre Schwester in ihrer kleinen Zelle bei dem Doktor Lavater an der Badergasse besuchte, wie lang sie ihre Neigung verschlossen, wie schmerzlich sie die lange Trennung empfunden und wie sie nun durch ihres Vaters Güte sich glücklich preise, ihm für ihr ganzes Leben anzugehören. Von einer Rückreise nach Holland und längerem Verweilen im Militärdienst wollte sie gar nichts hören und ihn ungetheilt

für sich allein behalten. Durch die Freude des Wiedersehens blühte ihre Gesundheit zusehends auf und auch ihr Gang war weniger beschwerlich, doch konnte sie einen leichten Krückenstock nie entbehren, den ich noch jetzt als eine heilige Reliquie aufbewahre. Martha's Schwester, Madame Meuron, hatte sich vor kurzer Zeit mit ihrem Gemahl nach der Schweiz begeben; dagegen befand sich ihr Sohn Pierre Henri, der zugleich Martha's Milchbruder und Neffe war, bei dem Großvater, um die Betreibung des Bergbaues, an dem er dereinst einen Antheil erhalten sollte, erlernen zu können. Er schien ein leichtsinniger, junger Mann und über die Ankunft seines Oheims und künftigen Miterben nicht besonders erfreut zu sein.

Mein Vater sah sich nun allmälig auch in dem romantischen Thale um, das im Norden von dem Berg Baigorra, von dem es seinen Namen hat, begrenzt ist. Die eigentliche Sprache der dieses Thal bewohnenden Basken stammt aus dem höchsten Alterthum und hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit andern ältern bekannten, noch mit neuern Sprachen. Die wenigen darin vorkommenden fremden Wörter bezeichnen meistens Gegenstände und Ideen, die diesem abgesonderten Völkerstamm früher nicht bekannt waren und die derselbe erst aufgenommen, nachdem er mit benachbarten civilisirten Völkern allmälig in Berührung kam. Es war daher schwer, sich den Einwohnern verständlich zu machen, die nicht durch Umgang mit der Colonie des Herrn de la Tour sich einige Kenntnisse in der spanischen oder französischen Sprache erworben hatten. — Die sämmtlichen Anlagen fand mein Vater weitläufiger und großartiger, als sie ihm geschildert worden. 733 Fuß oberhalb des Mittelpunktes der Gebäude war ein kunstreicher Aquädukt an der Nive erbaut, die das Wasser zu einem breiten Kanal lieferte, welcher längs den Bergen und mit dem Strom parallel fortlaufend mancherlei Räder und Pumpwerke in Bewegung setzte. In der Mitte des Thales stand die Hauptgießerei, an welche die herrschaftliche Wohnung angebaut war, und deßwegen auch die fonderie hieß, vor deren Eingang ein Thürhüter in königlicher Livree stand, sowie über derselben auch das königliche Wappen mit den drei

Lilien angebracht war. In ziemlicher Entfernung davon, im Flecken St. Etienne, war ein früher von Herrn de la Tour bewohntes, seither neu aufgebautes schönes Haus, Chateauneuf genannt. Um die Gießerei herum waren in der Nähe und Ferne viele abgesonderte Wohnungen für die Steiger und Bergknappen zu sehen, ein Spital, für welches ein eigener Arzt, Hettlinger von Winterthur, angestellt war, der aber seine Thätigkeit nicht bloß auf die Kolonie des Herrn de la Tour auszudehnen angewiesen war, sondern auch auf alle Kranken von St. Etienne. Da waren Pochwerke, Schmieden, Schmelz- und Backöfen, Pulver- und Kohlenmagazine, aufgestappelte ungeheure Holzstöße, die Schmelzöfen zu heizen, in welchen die Gluth Tag und Nacht nie ausging; da lagen hohe Haufen von Metall und Schlacken, Stallungen und Remisen, Gärten für die Herrschaft, andere für die verschiedenen Angestellten, Baumgärten, Wiesen, Aecker und Waldungen, die Herr de la Tour nach und nach angekauft hatte, zahlreiche männliche und weibliche Dienerschaft, Pferde, Maulthiere und anderes Zugvieh, Wagen zu Reisen und Lustfahrten, sowie Fuhrwerke jeder Art für den manigfaltigen Verkehr. Mehrere hundert Arbeiter, unter wie über der Erde, waren von früh bis spät beschäftigt, das aus verschiedenen, tief in die Eingeweide der Erde hineingetriebenen Stollen heraufgewundene Metall in die Pochwerke und Oefen zu schaffen. Ueberall war reges Treiben und laute, lebhafte Thätigkeit, überall die widerspenstige Felsennatur, durch kunstreiche und kostspielige Betriebsamkeit dem Begründer dieser weitläufigen Anstalt tributpflichtig geworden, in deren Mitte der herrliche Greis gleich einem Fürsten waltete in seiner ungebeugten Geistes- und Körperkraft und unwiderstehlichen Freundlichkeit, überall beliebt und verehrt als Wohlthäter der ganzen Gegend, deren ehemals blutarmen Einwohnern dieses fast unbekannten Bergthales, die sonst nichts als gefährlichen Schleichhandel zu treiben wußten, Herr de la Tour zuerst durch Arbeit sichern Verdienst, den fleißigern sogar Wohlstand gebracht hatte, und welcher daher weit und breit «le père nourricier de son peuple» hieß.

Dieser seltene Mann war aber durch die Natur mit einem besondern physionomischen Gepräge von Würde und Anmuth auf seinen schönen

Gesichtszügen ausgestattet. Wer ihn sah, mußte ihn lieben. Er hatte für jede seiner zwei Töchter sein Bildniß in Paris von Hyazinthe Rigaud malen lassen. Vor dem auf mich gekommenen Exemplar verweile ich oft, betrachte mit Rührung das liebliche, mit hohem Adel ausgestattete Angesicht des Großvaters, der das Glück und den Wohlstand meiner Eltern begründete, und bedaure dabei nur immer, ihn nicht persönlich gekannt, mich seiner Liebe nicht auch erfreut zu haben. Bei seinem Großenkel Maximilien Meuron de Corcelles, dem liebenswürdigen und talentvollen Künstler, sah ich einst in Neuchâtel das andere Exemplar, sowie Meuron später bei mir auch das meinige. Bei seiner Kunstkenntniß versicherte er mich, daß ich das nach der Natur gemalte Original, er aber nur die Copie davon besitze. Beide sind aber mit der nämlichen praktischen Sicherheit und zierlichen Sorgfalt ausgeführt, die alle Arbeiten Rigaud's auszeichnen. Nachdem das gegenseitige Verhältniß mit jedem Tag inniger geworden, gab Herr de la Tour meinem Vater, der sich sein unbegrenztes Vertrauen erworben, den vollständigsten Aufschluß über alle Bestandtheile seines ganzen Vermögens. Es schien ihm, der oft in seinem Leben getäuscht und hintergangen worden, ein Bedürfniß zu sein, sich einem redlichen Gemüthe ohne Rückhalt mitzutheilen. Zugleich machte er ihn mit Allem bekannnt, was er schon jetzt und in der Folge noch weiter für Martha zu thun gedenke.

Mein Vater brachte einen Monat in dieser anziehenden Umgebung zu, fuhr in die verschiedenen Gruben und gewann eine vorläufige Uebersicht der manigfaltigen Arbeiten und Geschäfte dieser weitläufigen Anstalt. Durch Herrn de la Tour wurde er auch auf dem benachbarten Schlosse Echaux bei dem Vicomte und dessen Familie eingeführt, mit welcher seit langer Zeit ein freundnachbarliches Verhältniß stattfand und dort nun auch als willkommener Hausfreund aufgenommen.

In damals aus Baigorry geschriebenen Briefen meines Vaters fand ich nichts über sein und meiner Mutter Verhältniß zu Frau de la Tour; dasselbe scheint sich, wenn auch nicht gerade innig, doch freundschaftlich gestaltet zu haben; die junge Frau war zu klug, als daß sie ihre Stel-

lung gegen ihren viel ältern Gemahl und dessen Kinder nicht richtig erkannt und mit feinem Takt ohne alle Anmaßung einzunehmen gewußt hätte.

Bevor ich in meiner Erzählung weiter fortschreite, mag hier eine Schilderung der früher häufig wechselnden Schicksale meines Großvaters eine passende Stelle finden, in der ich Alles zusammenfassen werde, was ich darüber aus mancherlei noch vorhandenen Schriften, besonders aus einem von Herrn de la Tour an den damaligen Intendanten von Scrilly gerichteten Memorial und aus mündlichen Erzählungen meines Vaters, der gern und stets mit Liebe und Verehrung von diesem seinem väterlichen Wohlthäter zu sprechen pflegte, in Erfahrung zu bringen vermochte. Diese Skizze wird aber noch viele Lücken enthalten.

Der eigentliche Familienname meines Großvaters mütterlicher Seite war: Büngier oder Böngier; da aber in Frankreich, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte, alle fremden Namen verdreht werden, so wurde der seinige dort Beugnier oder Beugnière ausgesprochen, wie er sich selbst dann stets auch unterzeichnete. Warum er diesem so veränderten Familiennamen noch de la Tour beifügte, unter welcher Benennung er am meisten bekannt war, weiß ich nicht und fragte auch weiter nicht darnach, weil ich ihn immer nur kurzweg Herr de la Tour nennen hörte, glaube mich aber dunkel zu erinnern, beiläufig einmal von meinem Vater gehört zu haben, es sei ein nom de terre gewesen. Ob er einst irgendwo eine Herrschaft oder etwas dergleichen besessen und den Titel davon behalten, ist nirgends mehr ausfindig zu machen. In spätern Zeiten, wenn ich etwa mit St. Gallern zusammentraf und nach einer Familie Büngier fragte, wollte Niemand mehr etwas von derselben wissen, und in der That ist sie mit meinem Großvater, als letztem männlichen Sprößling derselben, ausgestorben. Unlängst aber, als ich den Gedanken faßte, diese Erinnerungen zu schreiben, wandte ich mich schriftlich nach St. Gallen, um dort in den Geschlechtsregistern nachschlagen zu lassen und erhielt auch bald den gewünschten Aufschluß. Im Jahr 1599 erwarb der von Arbon gebürtige Zacharias Büngier das Bürgerrecht von St. Gallen, wo er sich

mit seiner ebenfalls von Arbon gebürtigen Ehefran Anna Scherlin häuslich niederließ und daselbst auch bald verschiedene Aemter bekleidete.

In der Folge erhielt er durch den Pfalzgrafen Johann Andreas von Croaria[1]) einen in Constanz den 1. Oktober 1608 ausgefertigten Wappenbrief, vermittelst welchem ihm, dem Ehrenvesten und fürnemen Zacharias Büngier, Bürger der Stadt St. Gallen und seinen ehelichen Leibeserben und Erbserben das Recht ertheilt wurde in blaw oder lasurfarbenem Schild ein gelb oder goldfarbener Ymenbünkher (Bienenkorb) off einem grünen Wassen (Rasen) bestehendt usser welchem etliche guldene Ymen (Bienen) fliegendt, hier auff ein Stechhelm, zu führen. Diesen ellenhohen und breiten, zierlich auf Pergament geschriebenen Brief, in dessen Mitte das Büngierwappen in Farben, mit Gold erhöht, künstlich gemalt ist, und an dem ein großes Siegel in hölzerner Kapsel hängt, bewahre ich als ein für mich merkwürdiges Andenken. Mein guter Großvater, der wohl wußte, wie viel „Gloriola", die ihm selbst nicht fremd war, in Frankreich gilt, gab dieses Dokument, vielleicht mit Ueberzeugung, vielleicht aus menschlicher Schwachheit, für ein Adelsdiplom aus, es ist aber nur ein gewöhnlicher Wappenbrief, der seinem Besitzer keinerlei Standesvorrechte gab. Bei dem Adel seines Gemüthes hätte er auch keines andern, den Fürsten verleihen können, bedurft.

Mein Großvater Lorenz, geb. den 8. Januar 1689, war von sechs Kindern das vierte seiner Eltern, ein Bruder und eine Schwester starben jung; von drei verheiratheten Schwestern kommen Spuren in alten Familienschriften vor. Aus den frühern Jahren meines Großvaters mangeln mir alle Angaben, nur entdeckte ich zufällig, daß er als 14jähriger Knabe, im Jahr 1703, nach Genf kam, wo er sich wahrscheinlich für den Handelsstand ausbildete; er behielt auch immer eine besondere Vorliebe für diesen Ort. Schon in seinem einundzwanzigsten Jahre verheirathete

---

[1]) Der Titel Pfalzgraf (comes Palatinus) wurde vom Kaiser als besondere Gunst und Auszeichnung meist an Geistliche und Gelehrte verliehen. Dieselben hatten das Recht, eine gewisse Anzahl Doktorhüte, Wappenbriefe und Legitimationen unehelich Geborner auszugeben.

er sich in erster Ehe, den 8. September 1709, mit Sabina Högger. Von fünf Kindern, Zacharias, Elisabeth, Sebastian, Judith und Susanna, die meinem Großvater bis zum Jahr 1714 von seiner ersten Frau Sabina Högger und wahrscheinlich alle noch in St. Gallen geboren wurden, blieben einzig Elisabeth, geb. 20. Februar 1711, verheirathet mit Henri Meuron von Neuchâtel und Sebastian, geb. 23. Juni 1713, länger am Leben; die drei andern starben in früher Jugend, und Martha, meine Mutter, das sechste Kind aus dieser Ehe, erblickte das Licht der Welt erst viele Jahre später.

Wenn der lebhafte junge Mann in seiner Vaterstadt St. Gallen auch untergeordnete Handelsgeschäfte trieb, wozu er sich in Genf befähigt hatte, so fühlte sein thätiger Geist sich doch bald in engem Kreise beschränkt und strebte aufwärts nach einem freiern Spielraum. Nun befanden sich damals viele seiner Landsleute, unter diesen auch sein Schwiegervater und einer seiner Freunde, David Zollikofer, in Paris, wo während der Regentschaft des Herzogs von Orleans große Spekulationen mit Staatspapieren gemacht wurden. Eine Einladung dieser Landsleute, sich zu ihnen zu begeben und an ihren Geschäften Theil zu nehmen, war ihm daher sehr erwünscht, und er begab sich im Anfang des Jahres 1715 nach Frankreich; allein er sollte früh schon Mißgeschick erleben, denn als er den ihm zugefallenen liquiden Antheil an dem Nachlaß einer Großmutter in Wechsel auf Lyon umgesetzt, die er von einem Oheim seiner Frau, Namens Kunkler, gekauft hatte, fallirte dieser und er verlor dabei eine beträchtliche Summe, womit er sein Glück hatte erproben wollen. Ob er seine Familie schon damals nach Paris genommen, ist mir nicht bekannt.

Der Handel mit verschiedenen Effekten, den er nun ein paar Jahre fortsetzte, sagte ihm wenig zu, weil wenig dabei zu gewinnen war. Da schlug ihm der Baron Anton Högger (baron de Preste), dessen St. Galler Name in Frankreich in Hogguer umgestempelt wurde, zuerst vor, sich nach Amsterdam zu begeben, um dort Gold, das äußerst selten geworden, für die Pariſermünze zu kaufen. Dieser Baron Hogguer galt für sehr reich und genoß viel Credit sowohl in der Handelswelt als am Hofe.

Da eine solche Spekulation bedeutende Vortheile versprach, so schlossen sich David Zollikofer und ein anderer St. Galler, **Hogguer** von Thurberg, meinem Großvater für diese Unternehmung an, wozu der Baron das Geld zu liefern versprach, während jene Beiden in Paris das Gold in Empfang nehmen, an die Münze verkaufen, die Tratten meines Großvaters honoriren und Alle nach bestimmten Raten den Gewinn theilen sollten.

Im Anfang des Jahres 1718 langte mein Großvater in Amsterdam an, wo es ihm so wohl gefiel, daß er längere Zeit dort zu bleiben beschloß. Er war mit Wechseln und Empfehlungen an die ersten Häuser gut versehen und seine einnehmende Gesichtsbildung, verbunden mit Gewandtheit und großer Sicherheit im Benehmen, verschafften ihm überall die beste Aufnahme. In kurzer Zeit erwarb er sich allgemeines Vertrauen, sogar das Bürgerrecht dieser Stadt, und ließ nun auch seine Familie zu sich kommen.

Sein erster Versuch, 10,000 spanische Pistolen zu kaufen und nach Paris zu versenden, gelang so gut und war, zumal bei dem damaligen für ihn sehr günstigen Wechselkurs, mit so großem Gewinn verbunden, daß sowohl er selbst als seine Pariserfreunde ermuthigt wurden, dieses Geschäft im Großen zu betreiben. Innerhalb 18 Monaten belief sich die Summe der in der Nähe und aus der Ferne zusammengekauften Pistolen, Causaden, Dukaten, Guineen, alten Louisd'ors und auch Goldbarren auf 15 Millionen Pfund, die alle in die Münze nach Paris wanderten, dort wieder einen lebhaften Geldumsatz bewirkten und den Credit der Gesellschaft immer mehr hoben.

Im Jahr 1719 erhielt er durch Zollikofer's Vermittlung von der indischen Compagnie den Auftrag, 400,000 Kubikfuß Eichenholz im Norden zu bestellen und nach Port Louis zu liefern. Die Commission darüber wurde von Law, damaligem Generalkontroleur der Finanzen, und von den Direktoren der Compagnie ausgefertigt und die Zahlungen für das Holz sollten in Pariser Bankscheinen geleistet werden. Durch den Umfang seiner glänzenden Geschäfte war der Name meines Großvaters

bereits im Auslande schon so vortheilhaft bekannt, daß er überall zuvorkommende Unterstützung fand. Er sandte große Rimessen und kundige Leute nach Schweden, um dort das bestellte Holz kaufen, fällen und verladen zu lassen. Durch diese Operationen kam er mit dem schwedischen, ersten Minister, Baron von Görtz in Verbindung, der ihm nun auch Edelleute empfahl, die in geheimen Aufträgen von ihrem Hofe sich über Amsterdam nach Zweibrücken begeben sollten, wo sich damals Stanislaus Leczinski, gewesener König von Polen, befand, dessen Ansprüche auf die verlorne Krone der schwedische Hof auch nach dem Tode seines Freundes und Beschützers Carl XII. noch immer geltend zu machen suchte. Von ihren Aufträgen in vertrauliche Mitwissenschaft gesetzt, schoß mein Großvater diesen Schweden auf ihre an ihn mitgebrachten Empfehlungen hin so viel Geld vor, als sie nur immer verlangten, und erhielt dafür eine von drei schwedischen Großen unterzeichnete Obligation. Durch diese Edelleute wurde auch der Graf Poniatovsky, vormaliger schwedischer Statthalter in Zweibrücken und Vater des letzten Polenkönigs Stanislaus II., bei meinem Großvater eingeführt. Der Graf reiste gleich jenen in Angelegenheiten Stanislaus Leczinsky's, scheint aber keine schwedischen Kreditbriefe mitgebracht zu haben, denn er befand sich in Geldverlegenheit und wußte sich durch Schmeicheleien, wovon noch schriftliche Muster vorhanden sind, dermaßen bei meinem Großvater beliebt zu machen, daß er auf seine bloße Handschrift von ihm einen Vorschuß von 3000 holländischen Dukaten erhielt. Diese verschiedenen auf meines Großvaters Privatrechnung fallenden Summen beweisen, über welche Mittel er damals mit Leichtigkeit verfügen konnte.

Die den Schweden vorgestreckten Gelder wurden ihm in der Folge, wenn auch spät, wieder erstattet; allein Poniatovsky, der doch nachher unter dem König August zur Würde eines polnischen Woiwoden erhoben wurde und reichbesoldete Aemter bekleidete, hat ihn nie bezahlt, und ich besitze noch die unentkräftete Originalobligation des Grafen, ein Beispiel, wie große Herren sich zuweilen nicht entblöden, ihr feierlich gegebenes Wort in den Wind zu schlagen. Mein guter Großvater dachte damals

wohl nicht an das Sprüchwort von den mit großen Herren gegessenen Kirschen. Durch diese jenen Schweden und dem Grafen Poniatovsky erwiesenen Gefälligkeiten wurde meines Großvaters Name zum ersten Mal dem König Stanislaus Leczinski bekannt, mit dem er einige Jahre später in nahes, persönliches Verhältniß kam.

Neben den Gold- und Holzlieferungen war die Handelsgesellschaft meines Großvaters auch noch beauftragt worden, 1000 Centner Kupfer für Ausprägung von Scheidemünzen aufzukaufen und nach Rouen zu versenden, sowie in Brest eine Fregatte von 60 Kanonen erbauen zu lassen, welche den Namen des Regenten von Frankreich, «Le royal Philippe», erhalten sollte.

In Hamburg wurden Flutschiffe gekauft, um das aus Schweden anlangende Holz nach Port-Louis zu bringen. Das erste dieser Schiffe, unglücklicher Weise nicht assekurirt, wurde, da es sehr stark beladen, sich nur langsam fortbewegen konnte, im Angesicht des Hafens, von einem afrikanischen Corsaren aus Salé gekapert. Ein zweites langte glücklich an.

Allein jetzt trat jener verhängnißvolle Zeitpunkt ein, wo die schon längst zerrütteten französischen Finanzen durch Law's beispiellose Schwindeleien vollends zu Grunde gerichtet worden, der frevle Urheber dieses Skandals, der halb Europa erschüttert und so viel Tausend leichtgläubige Spekulanten an den Bettelstab brachte, die Flucht ergriff, und der Staatsbankerott jene berüchtigten Bankscheine und Missisippi-Aktien außer Curs setzte. Der neue Finanzminister wollte keine der vielen Bestellungen seines Vorgängers mehr anerkennen, die indische Compagnie stellte ihre Zahlungen ein, das Kupfer und die noch unvollendete Fregatte mußten in Frankreich um einen Schandpreis, das schwedische Holz in Hamburg mit ungeheurer Einbuße verkauft werden. Zollikofer, wie geblendet von der Gier, immer neue und größere Geschäfte einzuleiten, hatte in Paris, wo er doch das Ungewitter heranrücken sah, keinerlei Maßregeln ergriffen, die Forderungen der Gesellschaft auf den Staat zur Zeit, wo es noch möglich gewesen wäre, geltend zu machen und versichern zu lassen. Der Baron Hogguer war bereits ruinirt, und alle Unternehmungen meines

Großvaters geriethen plötzlich, wie von einem lähmenden Schlage getroffen, in unheilbringende Stockung.

Glücklicher Weise hatte er sich durch Spekulationen in englischen Fonds, die er neben jenen großen Bestellungen für seine Privatrechnung mit Vortheil getrieben, einiges Vermögen erworben, womit es ihm gelang, seinen Ruf in Amsterdam noch aufrecht zu erhalten, indessen konnte seines Bleibens hier nicht länger sein. Er übertrug seine Angelegenheit durch Prokur einem vertrauten Stellvertreter, der auch für seine einstweilen noch zurückbleibende Familie sorgte, und eilte im Anfang des Jahres 1721 nach Paris, um sich mit seinen Gesellschaftern in's Reine zu setzen.

Jetzt an Ort und Stelle konnte er erst die Tiefe des Abgrundes ermessen, der alle seine Hoffnungen und die Frucht seiner dreijährigen, rastlosen Arbeiten verschlungen hatte. Da nie ein förmlicher Gesellschaftsvertrag zwischen ihm, dem Baron Hogguer, Zollikofer und Hogguer von Thurberg zu Stande gekommen und er die Bestellungen derselben nur in Commission übernommen, so konnte er zwar von ihren Gläubigern nicht angetastet werden; in Folge der vielen Gegenrechnungen, deren Entwirrung viel Zeit erforderte, blieb ihm aber der Baron Hogguer 32,000 Pfund schuldig. David Zollikofer, der Nichts mehr besaß, als außer Curs gesetzte Bankscheine, konnte ihn eben so wenig als jener bezahlen, und auf den Staat hatte mein Großvater selbst noch große persönliche Forderungen, für welche er nirgends Gehör fand und überall abgewiesen wurde. Alles schien für ihn verloren, nur die Ehre nicht. Nach der glänzenden Rolle, die er noch unlängst in Holland gespielt, konnte und wollte er unter so ganz veränderten Umständen nicht mehr nach Amsterdam zurückkehren; er opferte Alles, was ihm noch übrig blieb, auf, um dort vollends liquidiren zu lassen, sandte seine Familie nach der Schweiz zurück, widmete seine Zeit den Bemühungen, noch irgendwie Trümmer aus dem Schiffbruch zu retten und nebenbei kleinere Geschäfte zu betreiben, um seinen eigenen und den Unterhalt seiner Familie in St. Gallen bestreiten zu können. Eine dringende Bittschrift, die von ihm und Zollikofer an den Regenten, Herzog von Orleans, gerichtet worden, blieb unbeantwortet.

Dieser starb im Dezember 1723 und Zollikofer im März des folgenden Jahres aus Gram über sein aus Leichtsinn selbstverschuldetes Unglück. Mittlerweile war ein Baron von Dohn als Abgeordneter der Herzoge von Braunschweig und Wolfenbüttel nach Paris gekommen, der einen vertrauten, in beiden Sprachen bewanderten Geschäftsagenten suchte, welcher sowohl die Aufträge jener deutschen Höfe bei dem französischen, als auch die Einkäufe für diese Fürsten besorgen und die nach Frankreich reisenden Edelleute jener Länder empfangen, vorstellen und mit den nöthigen Geldmitteln versehen sollte. Mein gewandter, durch seine ausgebreiteten Verhältnisse von Allem, was ihm dienen konnte, wohlunterrichteter Großvater fand bald Gelegenheit, sich bei dem Baron von Dohn so vortheilhaft bekannt zu machen und sein Vertrauen in solchem Grade zu gewinnen, daß dieser ihm auf Ratifikation hin diese Agentschaft versprach und ihn vorläufig bei seiner Abschiedsaudienz dem Minister von Morville vorstellte. Nach der Rückkehr bei seinem Hofe wurde die Wahl bestätigt und meinem Großvater das Diplom dieser Stelle zugesandt. Sein Hauptzweck, dieselbe zu bekleiden, war weniger der, sich die damit verbundenen Emolumente und Provisionen anzueignen, als vielmehr sich Zutritt zu den verschiedenen Ministern und dadurch Gelegenheit zu verschaffen, endlich Gehör für seine Forderungen an den Staat zu finden; allein der Herzog von Wolfenbüttel hatte nur selten Aufträge zu ertheilen, und der von Braunschweig verfiel bald nachher auf den Gedanken, einen Palast bauen zu lassen, der ihn so viel kostete, daß auch er keine Bestellungen in Paris machen konnte; er starb, nachdem Herr de la Tour die Agentschaft zwei Jahre lang bekleidet hatte, die ihm jährlich zwar gegen 10,000 Pfund eingetragen, ihn aber zu so viel Aufwand nöthigte, daß ihm wenig davon übrig blieb, als ein leerer Titel. Er mußte sich also nach einer andern Beschäftigung umsehen.

Nach dem Tod des Regenten, Herzogs von Orleans, war durch Vorschub des Bischofs von Frejns, nachherigem Cardinal Fleury, welcher durch seinen unbedingten Einfluß auf dessen noch minderjährigen Zögling, Ludwig XV., die Staatsgeschäfte vorerst nur mittelbar leitete, der Herzog

von Bourbon zum ersten Minister ernannt worden. Mein Großvater kannte bereits den ersten Kammerherrn des Herzogs, den Grafen von Ormond, und schloß sich demselben immer näher an, so daß er bald auf einen freundschaftlichen Fuß mit ihm zu stehen kam. Nach der heillosen Vergeudung der Staatsmittel während der Regentschaft wurde das Bedürfniß nach einer edlern Richtung, sowohl in Anwendung der Hülfsquellen des Staatsgutes als in Verbreitung besserer Grundsätze, allgemein fühlbar, und wie in Frankreich Alles zur Mode wird, so wurde es auch Mode, dergleichen Gegenstände überall zu besprechen. Wer etwas dahin Einschlagendes auf die Bahn brachte, konnte auf Beifall rechnen, wenn es mit einem Anschein von Möglichkeit begleitet war. Herr de la Tour beschäftigte sich viel mit dergleichen Ideen, die er dem Grafen Ormond mittheilte, und stellte vorzüglich den Satz auf, der junge Adel Frankreichs sollte durch bessere Erziehung aus der herrschenden Unwissenheit und Sittenlosigkeit, jene traurige Folge des schlechten Beispiels, das der schändliche Cardinal Dubois, sowie der Regent Jahre lang gegeben, heraus und auf eine höhere moralische Stufe gehoben werden, was durch eine königliche Akademie bewirkt werden könnte, auf welcher adelige Jünglinge in allen Wissenschaften unterrichtet und bis zu ihrem Eintritt in das öffentliche Leben unter strenger Aufsicht zu tugendhaften Menschen herangebildet würden. Dieser Gedanke leuchtete dem Grafen Ormond ein, und er ermunterte meinen Großvater, denselben in einem Memorial auseinander zu setzen und vollständig darzustellen, was denn auch in kurzer Zeit mit Umsicht und Eifer geschah. Das Memorial wurde dem Herzog vorgelegt; dieser ließ es durch sachkundige Männer, besonders durch den Staatsrath Paris, dem ältesten jener vier Brüder, die bei dem Herzog so viel galten, sorgfältig prüfen, dann auch dem Minister Marquis von Villière mittheilen, und überall fand der Vorschlag einen so entschiedenen Beifall, daß der Herzog meinen Großvater nun selbst zu sprechen wünschte, sich weitläufig mit ihm darüber unterhielt, ihn einlud, den fernern Berathungen beizuwohnen, und ihm zum Voraus eine einträgliche Stelle bei dem neuen Institut, wenn dasselbe zu Stande kommen sollte, versprach.

Der Gedanke war großartig; denn die Akademie sollte für 500 Zöglinge eingerichtet und die zu solchem Aufwand nöthigen Geldmittel aus früher schon gesammelten und für fromme Zwecke bestimmten Fonds geschöpft werden. Nachdem alle Maßregeln zur Ausführung dieser wichtigen Unternehmung in Berry, wo der Staatsrath Paris sich damals wegen Unpäßlichkeit aufhielt, durch verschiedene Mitglieder des Cabinets unter dem Vorsitz des Marquis **de Villière** und mit Zuzug meines Großvaters verabredet und beschlossen und nachdem der Plan dem jungen König vorgelegt worden, der stets ohne weitere Prüfung zu billigen pflegte, was seine Minister ihm vorschlugen, erhielt Herr **de la Tour** im Mai 1725 den Auftrag, das Schloß **Villeneuve d'Etang** bei St. Cloud nebst allen dazu gehörigen, weitläufigen Umgebungen vorerst unter seinem Namen zu pachten, daselbst alle zur Aufnahme der 500 Zöglinge und der bei der Akademie anzustellenden Personen erforderlichen Veränderungen und Einrichtungen anzuordnen und auszuführen, auch eine neue, steinerne Brücke bei Sèvres bauen zu lassen, was Alles ohne Verzug mit großem Aufwand in's Werk gesetzt wurde. In der Folge sollte dann ein eigener, geräumiger Palast zwischen **Point du jour** und **Sèvres**, dem Dome der Invaliden gegenüber, aufgeführt werden, wozu Herr **de la Tour** bereits die Auf- und Grundrisse nach seinen Ideen durch geschickte Architekten hatte zeichnen lassen, und der wenigstens 3,000,000 Pfund gekostet hätte. **Villeneuve d'Etang** sollte dann gekauft, in ein Gesundheitshaus umgewandelt werden und die Magazine, Stallungen und Wohnungen für die beiden Instituts-Bediensteten enthalten. Dem Herzog von Bourbon war die Stelle eines Großmeisters, dem Marquis **de la Villière** die des Oberintendanten, dem Grafen Ormond die eines Gouverneurs u. s. w. und dem Herrn **de la Tour** die eines Schatzmeisters der Anstalt bestimmt und bereits ausgemittelt, welche Titulatur ihm aus dieser weitläufigen Verwaltung zufließen sollte. Jetzt glaubte mein Großvater, endlich für früheres Mißgeschick Entschädigung und eine ehrenvolle Stelle gefunden zu haben, die seinem thätigen Geiste hinreichende Beschäftigung geben und seine Verhältnisse mit den höchsten Ständen der

Gesellschaft immer weiter ausdehnen würde. Er glaubte so fest an die Verwirklichung seines vom König gebilligten und von allen Ministern untersuchten Planes, daß er sich nicht scheute, da ihm noch keine Fonds zugestellt worden, die zur Ausführung der ihm vorläufig ertheilten Aufträge nöthigen Geldmittel für eigene Rechnung aufzunehmen, wozu es ihm an Credit nicht fehlen konnte, da die Unternehmung bereits bekannt war und vielfach besprochen und belobt wurde.

Die offizielle Anzeige der Begründung dieses für Frankreich so viel versprechenden Instituts wurde auf die Vermählungsfeier des Königs mit Maria Charlotte Sophie Leczinska verschoben und sollte dieselbe verherrlichen helfen.

Um diese Zeit muß Herr **de la Tour** zuerst dem König Stanislaus von Polen, dem Vater dieser Prinzessin, vorgestellt und persönlich mit diesem edeln, aber unglücklichen Fürsten bekannt worden sein, bei dem ihm der Zutritt durch den Umstand erleichtert wurde, daß jene Verbindung durch die Veranstaltung des Herzogs von Bourbon zu Stande kam. Ludwig XV. war schon früh mit einer spanischen Prinzessin (die sich bereits am französischen Hofe befand) verlobt worden; da sie aber sieben Jahre jünger war, als der damals erst fünfzehnjährige König, und die Vollziehung dieser Verbindung noch lange hätte aufgeschoben werden müssen, da besorgte der Herzog bei jeder noch so unbedeutenden Unpäßlichkeit des schwächlichen Monarchen, dieser könnte kinderlos sterben, in welchem Fall der bourbonische König von Spanien die nächsten Rechte auf die französische Krone hätte geltend machen können. Der Herzog setzte es also, auf Gefahr hin, mit Spanien in Krieg verwickelt zu werden, beharrlich durch, daß die kleine Infantin nach Madrid zurückgeschickt und die Prinzessin Leczinska, welche vier Jahre älter als Ludwig XV. war, und deren Vater, auf dessen Kopf der polnische Reichstag einen Preis gesetzt hatte, unter französischem Schutz in Weißenburg gleichsam in der Verbannung lebte, zur Königin von Frankreich auserwählt wurde. Mein Großvater, der damals alle ihm schuldigen Rückstände zur Verwendung für die Akademie einzutreiben suchte, hoffte wahrscheinlich auf

Vermittlung des Königs Stanislaus seine 3000 holländischen Dukaten von dem Grafen Poniatovsky, sowie die Vorschüsse wieder zu erhalten, die er in Amsterdam für Rechnung des schwedischen Hofes zum Theil zur Unterstützung des flüchtigen Polenkönigs gemacht hatte, die ihm damals noch nicht vollständig erstattet waren, und mit dessen Hülfe, als nunmehrigem Schwiegervater des Königs von Frankreich, endlich für seine Forderungen an den Staat Gehör zu finden. Stanislaus erinnerte sich sehr gut der Dienste, die ihm mein Großvater, wenn auch nur mittelbar, geleistet, bezeigte sich höchst gnädig, sogar freundschaftlich gegen ihn gesinnt; da er aber selbst noch bloßer Gast in Frankreich war, so konnte er ihm wenig Anderes, als huldreiche Versprechungen auf die Zukunft ertheilen.

An dem Plane meines Großvaters für die Akademie fand der philosophische Fürst so großes Gefallen, daß er sich eine Abschrift davon geben ließ und viele Jahre später, als ihm Lothringen zugetheilt wurde, ein ähnliches Institut nach demselben Plane, jedoch in verjüngtem Maßstabe, begründete.

Die Vermählung Ludwig XV. wurde den 7. September 1725 in Fontainebleau vollzogen; allein wichtigere Staatsangelegenheiten verzögerten noch die Veröffentlichung des akademischen Projektes; einer der mächtigsten Beförderer desselben, der Marquis **de la Villière**, starb, der Graf von **Maurepas** erhielt das durch Tod erledigte Ministerium; es verfloß viel Zeit, bis dieser Staatsmann, bei welchem mein Großvater sogleich eingeführt wurde, von dem ganzen Umfang des Unternehmens Kenntniß nehmen konnte; so verstrich ein Monat nach dem andern, während Herr **de la Tour** auf eigene Kosten immer fortarbeiten ließ, bis ihn am Pfingsttag den 11. Juni 1726, wie ein Donnerschlag aus heitern Lüften, die Nachricht traf, sein Gönner und Beschützer, der Herzog von Bourbon, sei in Ungnade gefallen und durch Befehl des Königs auf sein Schloß Chantilly verbannt worden! Wenn auch die Hofintriguen jener Zeit durch die **mémoires secrètes par Duclos** und anderer bekannt sind, so müssen dieselben doch in Erinnerung gebracht werden, da mein Großvater

darein verwickelt und ein Opfer derselben wurde. Der Herzog von Bourbon war ein liebenswürdiger und wohlmeinender Mann, der sich auch in den Kriegen Ludwig XIV. vortheilhaft ausgezeichnet hatte, dem aber alle klare Einsicht in die Staatsgeschäfte mangelte und der sich bei entschiedener Charakterschwäche unbedingt durch seine Geliebte, die Marquise de Prie, beherrschen ließ. Diese wunderschöne Frau verbarg unter den gefälligsten Formen einen glühenden Ehrgeiz und übte in Verbindung mit ihren Rathgebern, den vier Gebrüdern Paris, den verderblichsten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, die sie durch den schwachen Herzog für eigensüchtige Privatzwecke ausbeutete. Als der Bischof Fleury den Herzog, dessen schwache Seite ihm nur zu gut bekannt war, als nahen Verwandten des Königs zum ersten Minister ernennen ließ, glaubte er ihn als willenloses Werkzeug seiner eigenen, allerdings weit zweckmäßigeren Pläne und ohne persönliche Verantwortung gebrauchen zu können. Da trat ihm aber die Marquise de Prie überall mit weiblicher List entgegen, so daß über das kurze Ministerium des Herzogs ein beständiger heimlicher Kampf zwischen den beiden Parteien geführt wurde. Der Herzog, von seiner Geliebten bestimmt, fand sich täglich zu bestimmter Stunde bei dem König ein, um mit diesem, der bloß dem Namen nach regierte, die Staatsgeschäfte zu besprechen. Der Bischof von Fleury wohnte als Erzieher des Königs diesem Conseil regelmäßig bei, und da sein Einfluß auf denselben größer als derjenige des Herzogs war, so gab es tägliche Reibungen und die durch letzteren vorgeschlagenen Maßregeln der Marquise wurden häufig durch Fleury's Winke vereitelt. Nun verfiel das schlaue Weib auf den gewagten Einfall, den alten Rathgeber von den Berathungen auszuschließen, indem sie es einzuleiten wußte, daß diese im Zimmer der Königin und in deren Gegenwart stattfinden sollten. Als Fleury sich einst zur bestimmten Stunde beim König einfand, wagte es dieser nicht, seinem Erzieher anzuzeigen, was verabredet worden; er wurde unruhig und da der Herzog, der ihn bei der Königin erwartete, wirklich nicht kam, so schöpfte Fleury Verdacht, der zur Gewißheit wurde, als der König verlegen fortging und ihn stehen ließ. Fleury's Entschluß war schnell gefaßt, er schrieb

dem König einen ehrfurchtsvollen Brief, in welchem er aber seine Empfindlichkeit über eine so unverdiente Zurücksetzung gar nicht verhehlte und auf immer von seinem königlichen Zögling Abschied nahm. Nachdem er dafür gesorgt, daß sein Brief demselben sicher zugestellt werde, begab er sich in der nämlichen Stunde nach Issy, wo er sich zuweilen schon früher zu seiner Erholung im Seminar von St. Sulpice aufgehalten hatte, und zweifelte gar nicht, der König, dem er unentbehrlich geworden, werde ihn bald wieder zurückrufen. Der kluge Prälat hatte sich nicht geirrt. Schon während der Verhandlungen im Zimmer der Königin war der König wie auf Dornen gesessen, weil er nicht aus den Augen seines Mentors hatte lesen können, was er zu den vorkommenden Geschäften sagen sollte. Wie ihm nun Fleury's Brief zugestellt wurde und er denselben gelesen und sich seiner Stütze auf immer beraubt glaubte, brach er in Thränen der Verzweiflung aus und verbarg sich in seine Garderobe, wo ihn, eine geraume Zeit vergebens gesucht, endlich sein erster Kammerherr, der Herzog von Mortemar, entdeckte, ihn aber lange nicht bewegen konnte, sich über die Ursache seines Kummers auszusprechen. Wie der schwache Ludwig zuletzt unter heftigem Schluchzen sein Herz ausgeschüttet, gelang es dem Herzog von Mortemar, ihn zu beruhigen, indem er ihm begreiflich machte, wie es nur von ihm abhange, dem Herzog von Bourbon zu befehlen, den Bischof in seinem Namen zur Rückkehr einzuladen. Dazu mußte sich nun der erste Minister auf der Stelle bequemen, der sich dann aber mit der Marquise und seinen Vertrauten berieth, wie Fleury zu besänftigen und ihm der Hergang als ein bloßes Mißverständniß vorzustellen wäre. Einer der Vertrauten wagte es, den verwegenen Rath zu geben, den Bischof auf dem Wege von Issy nach Versailles anhalten, ihn in seine Provinz verweisen, dort in strenger Haft halten zu lassen und dem König weiß zu machen, der alte Herr habe sich beharrlich geweigert, bei Hofe wieder zu erscheinen, was vielleicht gelungen wäre, da Niemand sich getraut hätte, dem ersten Minister zu widersprechen, und der schwache König vielleicht bald den alten Prälaten über seiner jungen Gemahlin vergessen hätte. Allein während die Berathung noch dauerte, war Fleury bereits

wieder eingetroffen und wie ein Vater vom König empfangen worden. Der Herzog sah nun zu spät ein, daß er den Prälaten nicht mehr so rücksichtslos behandeln dürfe und trachten müsse, sich dessen Gunst um jeden Preis wieder zu erwerben. Die verdorbene Marquise ging noch weiter und wollte sogar, um sich einzuschmeicheln, den Herzog bei Fleury verrathen. Dieser war aber entschlossen, sich seines Widersachers zu entledigen und wußte den König so gut für seine Zwecke zu stimmen, daß der Herzog, als er sich dessen am mindesten versah, nach Chantilly, die Marquise auf ihr Gut Courbe-épine in der Normandie verbannt wurde. Der damals schon 71jährige Fleury ergriff nun mit fester Hand die Zügel der Regierung, jedoch ohne den Titel eines ersten Ministers annehmen zu wollen, indem er allen äußerlichen Schein von Auszeichnung und weltlicher Gewalt von der Hand wies, sogar das blaue Band des Heiligengeistordens abgelehnt hatte, dagegen aber bald nachher aus des Königs Hand den Cardinalshut annahm, den dieser ihm durch den Papst ausgemittelt. Sowie der Herzog den Hof verlassen, wurde seine ganze bisherige Administration umgemodelt, alle durch ihn früher angestellten Minister und Beamte, wenn auch nicht verbannt oder entsetzt, wurden betrachtet, als hätten sie ihre Entlassung eingereicht; alles, was der Herzog begonnen, gerieth in Stockung, und so mußte Herr de la Tour die Bauten für die Akademie, von der fürder keine Rede mehr sein konnte, einstellen und seine Arbeiter abdanken! Zwei Jahre lang hatte er sich vergebens abgemüht, für diese Unternehmung seiner deutschen Agentschaft, die ihm doch immer noch etwas eingetragen, entsagt, zu frühern Schulden neue aufgehäuft, und wenn er sich nun an den Staatsrath Paris, von dem er doch alle Aufträge erhalten, der sich aber nach Amboise zurückgezogen, um vergessen zu werden, mit der dringenden Bitte wandte, ihm zu irgend einer Entschädigung zu verhelfen, so wies ihn dieser nach Chantilly an den Herzog, der Herzog aber vertröstete ihn auf den nahe gehofften Tod des hochbejahrten Bischofs, nach welchem er, als naher Verwandter des Königs, nicht zweifelte, seine vorige glänzende Stelle mit allem damit verbundenem Einfluß wieder zu erhalten und zu behaupten, und schien

es sogar nicht zu billigen, wenn Herr **de la Tour** sich bei dem neuen Minister Gehör zu verschaffen suchte (was dieser, von allen Seiten in der Klemme, doch nicht unterlassen durfte) und endlich für eine große Gnade halten mußte, daß durch eine königliche Ordonnanz wenigstens der Pachtvertrag aufgehoben wurde, den mein Großvater auf seine Privatrechnung für **Villeneuve d'Étang** errichtet hatte. An seine baaren Vorschüsse erhielt er aber nicht die mindeste Erstattung!

Herr **de la Tour** war ein edler Mann, und wenn schon der Herzog ihn jetzt im Stich ließ oder ihn mit leeren Versprechungen auf eine mehr als ungewisse Zukunft leichtsinnig vertröstete, so blieb er doch dem in Ungnade gefallenen Prinzen, dessen früherer huldvollen Gesinnung gegen ihn eingedenk, noch immer treu, erlaubte sich keine Klagen und war bald nachher bereit, sich bedeutenden Gefahren für ihn auszusetzen. Wenn der Herzog die öffentlichen Angelegenheiten verkehrt leitete und sich von einem verschmitzten Weibe zu seinem Nachtheil beherrschen ließ, so ging das meinen Großvater nichts an, und es ist keine Spur vorhanden, daß dieser je in irgend einem auch nur mittelbaren Verkehr mit der Marquise **de Prie** gestanden.

Es finden sich nur noch wenige Spuren, wie es Herrn **de la Tour** gelang, sich nach der vereitelten Spekulation auf die Akademie durchzubringen. Sie deuten darauf, daß er sich mit Aufträgen von Freunden und Bekannten mit Aktienhandel befaßte, die aber wenig für ihn abwerfen konnten, so daß seine ökonomische Lage mehr als bedenklich blieb.

Im Sommer des Jahres 1726 wurde er aber zu einer geheimen Thätigkeit veranlaßt, die leicht zu seinem Verderben hätte ausschlagen können. Unter alten Familienpapieren fand ich nämlich ein zusammengebundenes Paket Schriften mit der Ueberschrift: **Différentes copies de lettres et mémoires concernant les intrigues de la Cour dans lesquelles Mr. de la Tour a été mêlé.**

Es scheint aus diesen Schriften hervorzugehen, daß der Herzog von Bourbon, nachdem er eine Weile auf seinem Schlosse Chantilly geschmollt,

sich doch allmälig dem Hofe wieder hätte nähern mögen, was nur durch eine Versöhnung mit dem Bischof von Fréjus möglich war, und daß auch seine überall zerstreuten Freunde und Anhänger sich getrauten, wieder thätig zu werden und den Herzog aufzumuntern suchten, den Polenkönig Stanislaus bewegen zu lassen, die ersten Einleitungen für diesen Zweck zu unternehmen, was mit Wahrscheinlichkeit zu hoffen war, da Stanislaus die Erhebung seiner Tochter zur Königin von Frankreich dem Herzog zu verdanken hatte. Mein Großvater, als ein gewandter, entschlossener und zuverlässiger Mann, der auch selbst auf eine günstigere Wendung seines Schicksals hoffen durfte, wenn der Herzog wieder einen Theil seines frühern Einflusses erlangen könnte, war dazu auserlesen worden, die Unterhandlungen mit Stanislaus zu eröffnen. Den Concepten zu seinen Berichten über den Erfolg seiner geheimen Mission, die wahrscheinlich an den Staatsrath Paris gerichtet waren, sieht man die Eile an, womit sie flüchtig hingeworfen wurden, sie enthalten daher manche Wiederholungen, mitunter bloß Anfangsbuchstaben der angeführten Namen, geben aber einen Begriff von den mancherlei Umtrieben bei den Parteien gegen einander, und es wäre merkwürdig, ausmitteln zu können, was aber nicht mehr möglich ist, ob der Bischof von Fréjus und dessen Anhänger wirklich darauf hinarbeiteten, Ludwig XV. gegen seine Gemahlin zu verstimmen und ihn mit ihr zu entzweien, um dieselbe vielleicht, wie früher die spanische Infantin, beseitigen zu können, oder ob solche Andeutungen von Seite der herzoglichen Partei bloß erfunden worden, um den König Stanislaus zu vermögen, sich desto eifriger für die Begnadigung des Herzogs zu verwenden.

Im September 1726 unterhandelte nun Herr de la Tour zu diesem Zwecke mehrmals persönlich mit Stanislaus, und wie sehr der König den Vertrauensmann des Herzogs schätzte und ihm sein eigenes Vertrauen schenkte, ist aus der nachfolgenden Stelle eines Rapports ersichtlich, den Herr de la Tour am 7. September 1726 von Paris aus absandte und worin er über eine Unterredung mit dem König Stanislaus in Chambord Bericht erstattete.

« Je vous reconnais, cher Suisse », dit le Roi, « et je trouverai l'occasion pour dire et à Mr. le Duc et à Mr. Paris qu'ils ont fait un bon choix et ce que je sais de vous et que je pourrai dire ne vous nuira certainement pas. Je l'ai remercié comme je devais et le Roi me tendant la main que j'ai baisée me fit l'honneur de me baiser sur l'œil ».

Ein Postscript zu dem gleichen Briefe — geschrieben in Chantilly, 9. Sept. — enthält die vom König dem Herrn de la Tour diktirten Vergleichspunkte, auf Grund welcher der erstere geneigt gewesen wäre, eine Versöhnung mit dem Bischof von Fréjus anzubahnen. Sie lauten wie folgt:

1. Monsieur le Duc promet une amitiée cordiale et sincère à Mr. de Fréjus, une union intime avec lui et promet de regarder ses intérêts comme les siens propres.

2. Pour preuve de cette amitié et de cette union il consent d'abandonner entièrement Madame de Prie et Mr. du Vernais innocent ou coupable de rompre à jamais toute liaison et de n'entretenir aucun commerce avec eux de près ni de loin directement ni indirectement.

3. Mr. le Duc consent qu'ils soient punis s'ils sont coupables il ne peut pourtant pas s'empêcher de représenter qu'il y va de son honneur et sa gloire que cette affaire soit assoupie s'en rapportant sur ce point à la prudence et à l'amitié de Mr. de Fréjus.

4. Cela posé Mr. le Duc demande de la part de Mr. de Fréjus une amitié pareille à la sienne, cordiale et sincère.

5. Et pour preuve de cette amitié il demande que Mr. de Fréjus travaille à le rétablir dans l'esprit et dans le cœur du Roi et fasse tous ses efforts pour détruire toutes les mauvaises impressions que ses ennemis ont fait.

6. Et d'être rappelé de son exil et d'être reçu à la cour de S. M. avec un air de distinction et d'amitié.

7. Il n'a point l'ambition de prendre les reines du gouvernement; il croit simplement qu'on ne peut lui refuser sans attaquer son honneur sa place au Conseil du Roi en sa qualité de prince de sang.

Wahrscheinlich wäre die Vermittlung möglich gewesen, wenn der Herzog selbst nicht wieder Schwierigkeiten gemacht und behauptet hätte, seine frühere Stellung lasse ihm nicht zu, sich an den Bischof, der inzwischen Cardinal geworden war, zu wenden, da er mit einer Bitte allein vor den König selbst treten könne. Die Unterhandlungen dauerten noch einige Jahre fruchtlos fort und Herr de la Tour blieb dabei stets der vertraute Geschäftsträger und in beständigem Verhältniß mit König Stanislaus, bei dem er noch häufige geheime Audienzen in Chambord, Versailles und anderwärts hatte und für den er noch im Juni 1728 ein weitläufiges Memorial verfaßte, das alles umfaßt, was die damaligen Umstände, zumal für die Sicherheit der Königin Maria Leczinska zu erfordern schienen. Aus den verschiedenen noch vorhandenen Papieren geht hervor, daß Stanislaus, dessen eigene Existenz gleichsam von Frankreich, das ihn beschützte, abhing, sich nie getraute, für den Herzog sich offen und entschieden bei dem Cardinal zu verwenden, dessen Gewalt über das schwache Gemüth des Königs von Frankreich und auf die Staatsangelegenheiten immer fester wurde, so daß Fleury bei anscheinender Mäßigung bald unumschränkter Herrscher wurde, dem Niemand mehr entgegenzutreten wagte. Nachdem die intriguante Marquise de Prie schon im Sommer 1727 auf ihrem Schloß Courbe-Epine vor Verzweiflung über ihre Verbannung gestorben und ihr verderblicher Einfluß auf den Herzog nicht weiter zu besorgen war, durfte dieser sich wieder freier bewegen; er hoffte aber vergebens auf den baldigen Tod des bejahrten Fleury, welcher, obgleich 37 Jahre älter, den Herzog doch überlebte, der sich nie mehr in der Nähe des Hofes aufhielt und dessen Residenz bis an sein Ende das Schloß Chantilly blieb. Die Königin, durch ihren klugen Vater gut berathen

und wenn schon tief gekränkt durch die Zurücksetzung des Herzogs, dem sie ihre Stelle zu verdanken hatte, hütete sich wohl, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen und sich dadurch den Unwillen des allmächtigen Cardinals zuzuziehen, der nun auch nicht mehr störend auf ihr gutes Vernehmen mit ihrem königlichen Gemahl einwirkte und als sie endlich im September 1729 einen Thronerben und in der Folge noch mehrere Kinder gebar und sich unter allen öfters wechselnden Verhältnissen mit immer gleicher Würde zu benehmen wußte, so blieb ihr die allgemeine Liebe und Achtung bis an ihr spätes Ende.

Meinen Großvater, wenn schon er der Königin nie vorgestellt worden, von dem ihr aber durch ihren Vater bekannt war, wie thätig er sich für ihre eigenen und die Angelegenheiten des Herzogs, wenn auch nur als untergeordnetes Werkzeug verwendet hatte, rettete sie aus einer drohenden Gefahr. Wenn er auch seine geheimen Zusammenkünfte mit dem König Stanislaus noch so vorsichtig zu veranstalten geglaubt hatte, so waren sie doch dem schlauen Cardinal durch seine überall verbreiteten Spione verrathen worden; er wollte sich dieses unbequemen Unterhändlers entledigen und der Verhaftbefehl, der meinen Großvater nach der Bastille bringen sollte, war bereits ausgefertigt, als die Königin davon unterrichtet wurde. Sie wagte es, den Cardinal um Schonung für einen ihrem Vater werthen Mann anzuflehen und es gelang ihr erst nach langen, mit Thränen begleiteten Bitten, den Widerruf des strengen Befehls zu erlangen. In einem Brief, den mein Großvater 28 Jahre später an den König Stanislaus, der damals in Lothringen herrschte, gerichtet und wovon noch ein Concept vorhanden ist, wird dieser Umstand in Erinnerung gebracht. Wenn Herr de la Tour dießmal noch verschont blieb, so nährte der rachsüchtige Cardinal doch immer einen nachhaltigen Groll gegen ihn, dessen Wirkungen er viele Jahre später noch erfahren sollte, als er sich längst von dem alten Prälaten vergessen glaubte. Es soll dessen später erwähnt werden.

Neben seinen geheimen Geschäften für den Herzog mußte mein Großvater auch darauf denken, seine zerrütteten Finanzen durch verschiedene

Spekulationen zu verbessern, denn sein Aufenthalt in Paris war immer mit großem Aufwand verbunden und daneben hatte er noch für den Unterhalt seiner Familie in St. Gallen zu sorgen, allein das Glück war ihm dabei nie mehr günstig. Besonders schlug eine große Unternehmung, Paris mit Haber zu versorgen, entschieden zu seinem Nachtheil aus. Er hatte vermittelst des Kredits, dessen er als anerkannt rechtlicher Mann noch immer genoß, durch seine Freunde, Paris dem ältern, Paris de Montmartel, Graf Osmond und andern die nöthigen Summen für die Spekulation zusammengebracht, allein ein Theil der Gelder wurde durch einen spitzbübischen Angestellten, der den Ankauf des Habers in seiner Provinz besorgen sollte, unterschlagen; durch einen andern Beauftragten wurde zwar ein ungeheures Quantum Hafer angekauft, dasselbe aber noch feucht und in der ungünstigsten Jahreszeit verpackt und eingeschifft, so daß der ganze Vorrath, als er im Frühjahr 1729 endlich in Paris anlangte, unbrauchbar geworden, auf dieser Unternehmung zwischen 50,000—60,000 Pfund verloren gingen und des Großvaters Schuldenlast noch bedeutend vermehrt war. Um diese Zeit eröffnete sich für Herrn de la Tour die Aussicht auf ein noch ganz unbekanntes Feld neuer Thätigkeit, für die er sich aber erst unter weit schwereren Prüfungen als alle früheren die nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen sammeln mußte und auf dem er vollends zu Grunde gegangen wäre, hätte nicht sein unbeugsamer Muth und eisenfester Charakter die ihm entgegenstehenden Hindernisse besiegt. Sein Gönner, der Herzog von Bourbon, hatte zwar für die auf ihm lastende und durch den Cardinal Fleury stets unterhaltene Ungnade des Königs allen Einfluß auf die Staatsgeschäfte eingebüßt, als Prinz von Geblüt war er aber doch nicht völlig aller seiner früheren Aemter beraubt, die mit der Politik in keiner Verbindung standen, und blieb z. B. nach wie vor Großmeister aller Bergwerke Frankreich's, wozu ihn schon, bevor er erster Minister wurde, der Regent Herzog von Orleans ernannt hatte. Es war dieses aber bloß ein leerer Titel ohne Beschäftigung, denn es gab damals in Frankreich so viel als gar keinen Bergbau und der Großmeister bekümmerte sich auch nicht um denselben. Als aber sein Sekretär Millaise

starb, der die Controle über das Bergwerk geführt und den der Cardinal ebenfalls bei seiner Stelle gelassen hatte, fand der Herzog, der sich mit wenig anderem beschäftigen konnte, für rathsam, sich mit diesem Verwaltungszweige zu befassen und ließ Millaise hinterlassene Papiere durch den Grafen Osmond untersuchen. Dieser war aber nicht dazu geeignet und bewog den Herzog, das Geschäft dem Herrn de la Tour zu übertragen, als eine schickliche Gelegenheit, ihm endlich für seine so lange treu und unentgeltlich geleisteten Dienste eine Anstellung zu verschaffen. Mein Großvater wurde also zum Generalcontroleur der Bergwerke ernannt und sollte seinen Gehalt in der Abgabe des zehnten Theiles finden, den die vom Staat mit Concessionen zum Bergbau belehnten Unternehmer von dem Ertrag ihres Gewinns zu entrichten hatten. Herr de la Tour fand Millaise's Archiv in der gräulichsten Verwirrung, und er brauchte ein Jahr Arbeit, um etwas Ordnung in dieses Chaos zu bringen. Eine Menge Concessionen waren zwar ertheilt worden, aber sie wurden zum kleinsten Theil wirklich ausgebeutet, sondern dienten gewöhnlich nur dazu, eine Art Gesellschaft zu gründen und die Aktien dem Publikum mit großem Gewinn anzuhängen. Diese Concessionen warfen daher auch dem Controleur nichts ab und mein Großvater mußte sein Augenmerk in erster Linie darauf richten, dafür zu sorgen, daß mit der Ausbeutung begonnen werde, was dann auch da und dort geschah. Bei seinen undankbaren Geschäften war ihm ein Landsmann und Freund behülflich, den ihm sein guter Stern zuführte. Sebastian Högger, weitläufig mit ihm verwandt und nur wenige Jahre älter als er, war in St. Gallen sein täglicher Schul- und Spielgenosse gewesen. Am nämlichen Tage des Jahres 1703 verließen Beide zugleich ihre Vaterstadt: mein Großvater, um sich in die Lehre nach Genf, und Högger, um sich nach Paris zu begeben, woselbst er eine Anstellung in einem Banquierhause bei Verwandten erhielt, die große Geldgeschäfte machten und dem von Haus aus unbemittelten Jüngling gestatteten, sich aus dem Abfall ihres viele Millionen betragenden Wechselverkehrs Vermögen zu sammeln. Allein das Banquierhaus mußte später seine Zahlungen einstellen, wie das bei den meisten der vielen

St. Galler, die damals dem Glück in Paris nachjagten, der Fall war, und Högger selbst büßte durch leichtsinnige Spekulationen und eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit gegen treulose Freunde und seine grundschlechte Frau auch alles wieder ein, was er sich früher durch Fleiß zusammengespart hatte. Nach mancherlei ungünstigen Schicksalen und nachdem er sich lange in Frankreich herumgetrieben, gerieth er endlich ganz auf die Hefen und trat mit seinem Jugendfreunde Büngier, den er Jahre lang aus dem Gesicht verloren hatte, nun wieder in Paris zusammen, wo sie die alte Freundschaft erneuerten. Edelmüthig, wie mein Großvater von jeher gewesen, nahm er sich des bedrängten Freundes eifrig an, verschaffte ihm mancherlei nützliche Bekanntschaften, zog ihn an seine Tafel und gab ihm Beschäftigung auf seinem Bureau. Högger hat ihm das auch redlich vergolten, stand ihm in der Folge stets hülfreich zur Seite und ist ihm bis zum Ende treu geblieben.

Herr de la Tour hatte nicht die mindeste Kenntniß vom Bergbau und wußte einzig aus den Schriften Millaise's, daß schon in früherer Zeit in den Pyrenäen solcher mit Erfolg betrieben worden sei. Er fand auch in seiner Umgebung trotz eifrigen Suchens Niemand, der etwas in diesem Fach zu leisten vermochte und war daher froh, als ihm durch den Prinzen Georg von Hessen-Kassel, der sich zufällig in Paris aufhielt, ein Geniehauptmann Pauli zugeführt wurde, der vorgab, im Harzgebirge den Bergbau theoretisch und praktisch erlernt zu haben. Pauli war ein bildschöner Mensch von seltener Gewandtheit und Beredsamkeit und wußte Herrn de la Tour von seinen Kenntnissen und Erfahrungen im Hüttenwesen so wortreich vorzudemonstriren, daß dieser beschloß, ihn in die Pyrenäen als Experten zu entsenden, um dort Nachforschung zu halten, ob es sich lohnen dürfte, daselbst mit größern Mitteln nach Metallen zu graben. Nach Verfluß einiger Monate kam Pauli wieder zurück und wußte viel zu erzählen, wie er in den von ihm bereisten Gegenden überall Spuren von Metallschätzen gefunden habe und daß es nur an der richtigen Anhandnahme der Arbeit fehle. Meinem Großvater aber, dem er während seiner Reise oftmals geschrieben und seine Theilnahme dadurch gesteigert

hatte, eröffnete er im Vertrauen, auf erhaltene Winke habe er sich besonders in Niedernavarra umgesehen und dort Metalladern und Erzgänge gefunden, welche die reichlichste Ausbeute versprächen. Er zeigte ihm auch die mitgebrachten Stufen, die nach seiner Versicherung in seiner Gegenwart aus der Erde gezogen worden und von welchen einige Blei, andere reines Kupfer, Kupfer mit Silber vermischt, einige sogar Gold enthalten sollten. Die Gegend, wo diese Metalle zu finden, wäre viel zu weit von Bearn entfernt, als daß er sich dort mit der Compagnie Galatin einlassen könnte, indem er im Thal von Baigorry mehr zu finden hoffte als in ganz Gaskonien und Bearn. Er rieth dem Herrn de la Tour, seine Controleurstelle aufzugeben, dafür eine Concession nachzusuchen und vereint mit ihm eine Gesellschaft zu begründen, welche dann, mit hinreichenden Geldmitteln versehen, die dort in der Erde verborgenen Schätze zu Tage fördern und in kurzer Zeit große Reichthümer erwerben könnte.

Pauli wußte das Alles so reizend auszumalen, daß Herr de la Tour, der von solchen Dingen noch gar Nichts verstand, allmälig an diesem Plan Gefallen fand. Seine Erfahrungen bewiesen ihm nur zu gut, wie wenig ihm bis dahin das Wohlwollen des Herzogs genützt, wie seine jetzige Stelle ihm Jahre lang noch kein Einkommen verschaffen und wie er sich solcher Gestalt nie von seiner Schuldenlast befreien könne. Hier aber bot sich ihm die Möglichkeit dar, sich endlich aus diesem Labyrinth herauszufinden, um in den Stand gesetzt zu werden, für seine Familie zu sorgen. Sein frischer Muth flößte ihm das Vertrauen ein, einer ganz neuen Lebensaufgabe gewachsen zu sein. Er ging in Pauli's Vorschlag ein, erhielt ohne Schwierigkeit vom Herzog die Erlaubniß, eine Aktiengesellschaft zu bilden, welche die nöthigen Mittel zur Gründung einer neuen Bergbau-Unternehmung in Nieder-Navarra zusammenschießen und in welche Pauli als Theilnehmer statt Geld seine Kenntnisse und Talente einlegen, die Arbeiten leiten und den vierten Theil des Gewinnes beziehen sollte.

Da keine Aussicht vorhanden war, in Paris die erforderlichen Gelder zu finden, reiste Herr de la Tour Ende des Jahres 1729 nach

St. Gallen, schloß dort mit den Herren Scherrer und Zollikofer einen Vertrag betreffs des zu gründenden Unternehmens ab, kehrte dann im Frühjahr 1730 mit einem Kredit von über 80,000 Pfund nach Paris zurück und erhielt dort die vom Großmeister auf Pauli gestellte Concession. Unterdessen hatte Pauli in Deutschland dreißig Bergknappen angeworben und zog nun mit diesen, wie mit meinem Großvater, in das Thal von Baigorry ein.

Kaum dort angelangt, eilte Pauli in das kleine Dorf Irrulayguy, um den Pfarrer aufzusuchen, war aber wie vom Donner gerührt, als er vernahm, derselbe sei vor Kurzem gestorben.

Herr de la Tour konnte sich Pauli's Bestürzung über diesen Umstand lange nicht erklären, auch schien ihm sein Benehmen räthselhaft, denn er schweifte lang allein in der Gegend herum, ohne Anstalt zu treffen, die mitgebrachten Arbeiter zu beschäftigen. Eben so sonderbar mußte es meinem Großvater vorkommen, daß der Vicomte d'Echaux, Grundherr des Thales, an den er empfohlen war, und der ihn freundlich aufnahm, gar Nichts wissen wollte von Mineralien in dieser Gegend. Die Bauern hingegen, mit welchen er sich darüber einließ, zeigten ihm einen Berg, der Kupfer enthalten solle, wie sie von ihren Voreltern gehört und wo auch ehemals gegraben worden sei.

Da Herr de la Tour aus Millaise's Notizen wußte, daß Niedernavarra reich an Mineralien sei, und noch immer glaubte, Pauli habe im Jahr zuvor hier gründliche Forschungen angestellt, so ließ er diesen gewähren, beschäftigte sich unterdeß mit der Comptabilität und trachtete Land und Leute, besonders die deutschen Arbeiter, kennen zu lernen, die ein guter Schlag von Menschen zu sein schienen.

Endlich begann Pauli thätig zu werden, stellte neben seinen dreißig Bergknappen noch eben so viele Einwohner an und griff eben den Berg, den die Bauern als kupferhaltig bezeichnet hatten, auf verschiedenen Punkten an. Nach manchen vergeblichen Versuchen wurde wirklich etwas Kupfer zu Tage gefördert, das Pauli meinem Großvater voll Freude zeigte und nur bedauerte, daß es ausgestampft werden müsse, was große Unkosten

verursachen könne, die aber reichlich wieder ersetzt würden, indem der ganze Berg gleichsam aus lauter Kupfer bestehe. Nun wurden Stollen getrieben, Wasserleitungen durch gesprengte Felsen angelegt, Schmelzöfen und ein Pochwerk erbaut und eine Menge anderer Arbeiten rasch nach einander ausgeführt. Metall kam wenig zum Vorschein, und das wenige schien von schlechter Beschaffenheit.

Herr de la Tour hatte sich bei seiner offenen und heitern Weise, mit allen Menschen umzugehen, die Liebe und Achtung der Bergleute bald erworben, er unterhielt sich auch öfters freundlich mit ihnen, während Pauli dieselben kurz und streng behandelte und den pünktlichsten Gehorsam für alle seine Befehle von ihnen forderte. Er schien es ungern zu sehen, wenn mein Großvater sich bei den Arbeitern einfand, bezeigte sich gegen ihn verlegen und beantwortete seine Fragen mit einem Stolz, der einem jüngern Mann gegen dem ältern übel stand. Pauli war ein ganz anderer Mensch geworden und entfaltete eine Kehrseite seines Charakters, die mit seinem frühern, gefälligen Wesen im schneidensten Gegensatz stand. Herr de la Tour begann Verdacht zu schöpfen und Mißtrauen in Pauli's Fähigkeiten zu setzen, das noch gesteigert wurde, als er zuweilen bemerkte, wie die Deutschen einander oft bedenklich ansahen, wenn Pauli ihnen seine Weisungen gab. Das dauerte noch eine geraume Zeit, bis endlich einer der Obersteiger sich heimlich bei meinem Großvater einfand und ihm eröffnete, sein Gewissen erlaube ihm nicht, länger zu schweigen und einen so edeln und menschenfreundlichen Herrn hintergehen zu lassen. Pauli verstehe durchaus Nichts vom Bergwerk, greife Alles verkehrt an, und wenn er und seine Gehülfen ihn auf seine Fehlgriffe aufmerksam zu machen wagten, so fahre er sie rauh an, drohe, sie alle wegzujagen, und habe ihnen streng eingeschärft, sich dergleichen Bemerkungen nie mehr, besonders gegen Herrn de la Tour, zu erlauben.

Jetzt fielen meinem Großvater die Schuppen von den Augen. Er hatte dem Unwesen über ein Jahr lang schweigend zugesehen, seine Zweifel unterdrückt und, weil er selbst noch keinen richtigen Begriff vom Bergwesen hatte, dem vermeinten Sachkenner keine Einwendungen machen

wollen. Nun aber eines Bessern belehrt, setzte er Pauli mit der ihm innewohnenden Würde zur Rede. Dieser schien sehr verwundert, seine Kenntnisse bezweifelt zu sehen und weit entfernt, seine Unwissenheit einzugestehen, wies er die ihm gemachten Vorwürfe stolz und trotzig zurück. Beide geriethen hart aneinander.

Es fand sich nun allmälig und wurde durch spätere Erkundigungen bestätigt, daß Pauli allerdings Architektur studirt, und als im Harzgebirge eine kleine Stadt abgebrannt war, sich dorthin begeben, um Beschäftigung beim Wiederaufbau derselben zu finden, daß er aber nur wenige Monate dort geblieben, sich nebenbei aus Neugier in den vielen Bergwerken der Gegend umgesehen, die Arbeiten beobachtet, Einiges darüber notirt und abgezeichnet und nachher mehrere Bücher über Bergbau gelesen habe, und dann gehofft hatte, sich vermittelst der deutschen Bergleute bald hineinzuarbeiten, während er doch zu einbildisch war, sich irgendwie von diesen Etwas zeigen oder rathen zu lassen. Es fand sich ferner, daß er auf seiner Reise im Jahre 1729, zwecklos herumstreifend, zufällig im Thale Baigorry mit dem Pfarrer der kleinen Gemeinde Irroulayguy bekannt geworden war, von diesem, der ein Liebhaber von Mineralien war, jene Stufen erhalten hatte, die er in Paris mit der Versicherung vorgewiesen, sie wären in seiner Gegenwart aus der Erde gezogen worden, während der Pfarrer sie aus ganz verschiedenen Gegenden, den größeren Theil derselben jenseits der Grenze aus Spanien, gezogen, und daß der Pfarrer ihm versprochen, wenn er wieder, von Arbeitern begleitet, zurückkäme, ihm dann die verschiedenen Punkte der Umgegend zu zeigen, wo seiner Vermuthung nach Kupfer zu finden wäre. Daher Pauli's Bestürzung, als er den Pfarrer, auf den er allein gezählt, nicht mehr unter den Lebenden fand.

Und so hatte Pauli innerhalb 16 Monaten in frevelndem Uebermuth über 60,000 Pfund nutzlos verschleudert.

Nach verschiedenen heftigen Auftritten, bei welchen er sich als an seiner Ehre gekränkt erklärte, entfernte er sich unter leidenschaftlichen Drohungen, sich dafür zu rächen, paßte dann heimtückisch dem Herrn de la Tour auf, überfiel ihn zweimal aus einem Hinterhalt, ohne ihm

Etwas anhaben zu können; beim dritten und letzten Angriff, den er am 29. Januar 1732 wiederholte, gelang es ihm, ihn durch einen Schuß zu verwunden, wurde aber von meinem tapfern Großvater mit dessen gutem Degen in die Flucht geschlagen. Vergebens ließ Herr de la Tour vermittelst einer Criminalklage den gewissenlosen Windbeutel verfolgen; er war und blieb auf immer verschwunden.

Der Herzog von Bourbon ließ nun die Verhältnisse des Unternehmens untersuchen, worauf die Concession Pauli zurückgezogen und Herrn de la Tour eine neue, auf seinen Namen lautende, ausgestellt wurde. Aus Deutschland wurden auch neue Bergleute berufen und von Herrn de la Tour der Bergbau theoretisch studirt. Die neuen Arbeiten begannen bald einige Früchte einzutragen, es wurden mehrere Kupferadern entdeckt, die schönes Metall lieferten, daß die Kaufleute von Bajonne dasselbe gern kauften, gut bezahlten und keines mehr aus dem Norden kommen ließen. Die Unternehmung versprach eine vielversprechende Gestalt zu gewinnen, sich immer weiter auszudehnen und in der ganzen Gegend Aufsehen zu erregen. Allein noch immer reichte der Ertrag des Baues kaum hin, die Kosten desselben zu bestreiten, geschweige denn die von Pauli vergeudeten Summen wieder zu ersetzen; die Kupferadern wurden dünner, und es war vorauszusehen, daß sie auf dieser Seite bald erschöpft sein und bald ganz ausgehen würden.

Die deutschen Bergleute durchzogen mit Herrn de la Tour die Gegend und entdeckten die einst von den Römern betriebenen Werke. Diese fanden sich näher an den spanischen Grenzen, drei Stunden von Ronceveaux zwischen dem Thale von Baigorry und den Alduiden. Hier lagen noch einzelne Kupferadern zu Tage. Der Berg war in allen Richtungen, in die Höhe und Tiefe ganz durchhöhlt, mehr als hundert verschiedene Gallerien führten hin und her und, nach der Ausdehnung dieser Werke zu urtheilen, mußten über 100,000 Menschen mit dieser kolossalen Arbeit beschäftigt gewesen sein. Allein je tiefer die Stollen führten, desto beschwerlicher mußten sie für die Römer geworden sein, weil sie das Schießpulver noch nicht kannten, und diesem Umstand allein war es ohne

Zweifel zuzuschreiben, daß sie diese Werke aufgeben und verlassen mußten, obgleich der Berg noch lange nicht ausgebeutet war und sich noch Spuren von Kupfer, Eisen und andern Metallen zeigten.

Der Plan, die Arbeiten der Römer fortzusetzen und hier Metall zu Tage zu fördern, mußte bald aufgegeben werden, da schon die Wegräumung des alten Schuttes enorme Summen verschlungen hätte. Die unterbrochenen, in Baigorry angefangenen Arbeiten wurden nun wieder in Angriff genommen, aber mit wenig Erfolg, so daß nach und nach alle Theilhaber am Geschäft zurücktraten, um nicht neue Fonds riskiren zu müssen. Jetzt war mein Großvater ganz auf sich angewiesen, und doch verlor er den Muth nicht. Seine erprobte Redlichkeit ließ ihn von Neuem bei entfernten Freunden, die aber keinen Theil an seinen Wagnissen nehmen wollten, persönlichen Credit finden. Er raffte Alles zusammen, was er nur auftreiben konnte, und strengte alle seine Kräfte an, um die angefangenen Arbeiten nicht aufgeben zu müssen, und wurde dabei von seinen Deutschen redlich unterstützt. Diese hofften, immer ergiebigere Metalladern zu entdecken; es war aber, als necke sie ein schadenfroher Kobold, der sie zuweilen auf die Spur zu leiten schien, sie aber dann hohnlachend wieder verließ.

Mein Großvater versuchte auch die Bewilligung der Regierung zu erhalten, aus dem mit Silber versetzten Kupfer Billon-Münzen schlagen zu lassen; der Herzog getraute sich aber nicht, dieses Gesuch zu unterstützen, und so blieb der Plan unausgeführt. Bis im Jahr 1735 schlug sich nun Herr de la Tour kümmerlich durch; von da an wurde es ihm aber in Folge eines Credits, den ihm die Herren Lagravère in Bajonne gewährten, wieder möglich, eifriger nach Metall zu graben. Es war nicht zu bezweifeln, daß dessen viel in der Gegend vorhanden sei; aber alle bisher gefundenen Adern gingen bald aus und verloren sich wieder, so daß überall von vorn angefangen werden mußte. Um nun immer genug tüchtige Leute zu seiner Verfügung zu haben, ließ mein Großvater durch einen Steiger eine Art von Schule errichten, in welcher jüngere Männer für diesen Beruf gebildet wurden; er bahnte auch in Deutschland Ver-

bindungen an, um von dorther neue Bergknappen zu erhalten, so bald er deren bedürfe; manchen derselben ließ er sogar Wartgelder verabreichen. Diese allerdings zweckmäßige Einrichtung erforderte aber bedeutende Summen, während die Ausbeute bald wieder noch geringer wurde.

Um nun wenigstens seine Schmelzöfen und die dabei angestellten Arbeiter immer zu beschäftigen, fand Herr de la Tour Mittel, Kupfer aus Spanien kommen und dasselbe zum Verkauf zubereiten zu lassen, was immer noch Etwas eintrug, doch nicht lange dauerte, indem ihm zur Bedingung gemacht wurde, jenseits der Grenze auf spanischem Boden eine Anstalt zu begründen, und als er sich darauf nicht einlassen wollte, noch konnte, wurde dort die Kupferausfuhr verboten.

Als die Aussichten sich noch mehr verschlimmerten, verfiel mein an Geist und Körper sonst so kräftiger Großvater wahrscheinlich in Folge der beständigen Anstrengung in eine schwere Krankheit, die ihn mehrere Monate außer Stand setzte, seinen Geschäften selbst vorzustehen und von der er sich nur langsam wieder erholte.

Inzwischen war auch Sebastian Högger wieder zu meinem Großvater gestoßen, nachdem er sechs Jahre lang in seinem Interesse bei einer Bergbau-Gesellschaft in Crouzet thätig gewesen, und gab für ihn ein getreuer Buchhalter, der mit eisernem Fleiß und strengster Redlichkeit ihm von nun an immer zur Seite stand. In der zweiten Hälfte des Jahres 1738 erhielt Herr de la Tour vom Herzog den Auftrag, als patentirter Inspektor alle Bergwerke in den südlichen Provinzen zu bereisen, dieselben genau zu beobachten und ihm darüber Bericht zu erstatten. Mein Großvater war gleich bereit, diesem Ruf Folge zu leisten, übertrug die Oberaufsicht über seine Anstalt seinem damals sechsundzwanzigjährigen Sohne Sebastian und dem treuen Freunde Högger, nahm seine beiden Obersteiger mit und begab sich auf die Reise, welche ihn durch die Pyrenäen, längs dem Roussillon, die Cevennen, das Dauphiné und die Provence führte und sechs Monate dauerte. Ueber Alles, was er gesehen, beobachtet und untersucht hatte, stattete er dem Herzog Großmeister einen genauen, weitläufigen Bericht ab, der seine Kenntnisse und

Erfahrungen in das hellste Licht stellte. Die Reise hatte ihn gegen 5000 Pfund gekostet. Der Herzog war mit den Berichten im höchsten Grad zufrieden, überhäufte ihn mit Lobsprüchen und versprach ihm die Gunst, für welche er sich schon so lange vergebens beworben, endlich zu verschaffen, um ihn für seine Mühen und Auslagen zu entschädigen und die Mittel an die Hand zu geben, die römischen Werke mit Erfolg anzugreifen: bei dieser Verheißung aber blieb es, und Herr de la Tour erhielt weder seine Reisekosten erstattet, noch die Erlaubniß, Kupfermünzen ausprägen zu lassen.

Die Inspektionsreise hatte ihm insofern doch so viel genützt, daß dadurch seine Beobachtungsgabe geschärft, seine Fachkenntniß erweitert und durch Wiederbelebung seiner Gesundheit sein Muth von Neuem aufgerichtet wurde, was alles um so nöthiger war, als während seiner und des Bergmeisters Abwesenheit manches in seiner Anstalt in's Stocken gerathen und so Vieles wieder nachzuholen war.

Nachdem das Jahr 1739 in vergeblichen Erwartungen beinahe verstrichen war und Herr de la Tour, statt begünstigt zu werden, noch die empfindliche Einbuße erlitt, daß ihm das Schießpulver, welches er bisher aus den königlichen Magazinen bezogen, um den Preis, wie es den Pächtern erlassen wurde, nicht länger verabfolgt werden wollte und er dasselbe von nun an wie das Publikum doppelt so theuer bezahlen sollte, beschloß er alle seine Kräfte anzuspannen, ein Großes auf's Spiel zu setzen und, wenn auch mit der Voraussetzung, lange keinen Gewinn zu erzielen, sich nunmehr an die Römerwerke zu wagen. Es war gleichsam ein Entschluß der Verzweiflung. Um seine ökonomischen Mittel zu schonen, dankte er die Hälfte seiner Arbeiter ab und behielt von den Bessern nur so viele als einerseits erforderlich waren, aus seinen bereits beworbenen Werken das wenige Kupfer, das dort gefunden wurde, zu gewinnen, um doch nicht jede Einnahme ganz entbehren zu müssen und anderseits die Eingänge des Berges Astezcourria von dem seit Jahrhunderten dort aufgehäuften Schutt zu befreien, in die Gallerien der Römer einzudringen und neue Stollen daneben zu treiben. Tief im Schooß dieser alten Gänge wurden

noch hie und da verschiedene Münzen gefunden, wovon ich noch eine von schlechtem Silber aus dem dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung besitze, welche die Inschrift «Imperator Gordianus Pius Felix» trägt und ungefähr die Epoche bezeichnet, in welcher die Römer diesen umfangreichen Bergbau betrieben.

Unter verschiedenen Deutschen, welche die beschwerliche Arbeit in dem Bergwerk Astezcourria leiteten, befand sich ein Obersteiger, Namens Ressel, ein Mann von eben so großen Kenntnissen und Erfahrungen in seinem Fach, als von uneigennützigem und edlem Charakter, der an meinem Großvater mit seltener Treue hing und immer bereit war, ihm dieselbe durch die That zu beweisen. Dieser belebte durch seine überall thätige Gegenwart die gewagte neue Unternehmung. Allein sie rückte nur langsam vorwärts, weil es an Geld gebrach, eine viel größere Zahl von Händen dabei in Bewegung zu setzen.

Im Anfang des folgenden Jahres wurde Herr de la Tour durch die Nachricht vom Tode des Herzogs von Bourbon überrascht, der nach kaum erreichtem achtundvierzigsten Jahre den 27. Januar 1740 in Chantilly gestorben war. Wenn auch mein Großvater sich dieses bloßen Wortgönners keineswegs zu rühmen hatte, so war ihm dessen Verlust höchst empfindlich und konnte traurige Folgen für ihn haben; denn nur der Herzog wußte, welche Dienste er geleistet, welche Opfer er gebracht und nun war jede Aussicht dahin, sich für Alles, was er so uneigennützig geleistet, anerkannt, entschädigt und belohnt zu sehen. Dieses Ereigniß scheint auch einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth bewirkt zu haben, daß er — wenn auch nicht gerade kleinmüthig — doch in eine ernste und weiche Seelenstimmung versetzt wurde, als ahne er nicht bloß einen vollständigen ökonomischen Ruin, sondern auch sein eigenes nahes Ende. Bald erhob er sich aber wieder aus dieser weichen Stimmung und richtete seine ganze Thatkraft auf die neubegonnene schwere Arbeit. Mit großen Geldopfern wurde eine der römischen Gallerien aufgeräumt, ein neuer Schacht in die Tiefe gegraben, wo denn auch wieder schöneres und reineres Kupfer gefunden wurde. Aber gleichzeitig drang auch das Bergwasser

immer von Neuem in den Schacht ein, so daß bald auch diese Arbeit, weil zu kostspielig, aufgegeben werden mußte. Nun wurde von Außen her ein neuer Stollen in die Tiefe getrieben und gleichzeitig für Wasserabfluß gesorgt. Seit dem Tode des Herzog Großmeister hatte Herr de la Tour seine Berichte an den Intendanten von Navarra und Bearn, Herrn von Sevilly, übersandt, der ihn kannte und ihm günstig gestimmt war, aber doch nicht begreifen konnte, daß mein Großvater sein Vorhaben noch nicht aufgebe. Bei diesem Intendanten erneuerte nun auch Herr de la Tour das Gesuch um die Bewilligung, aus dem zu Tage geförderten Metall Billon-Münzen prägen zu lassen. Herr von Sevilly sandte die betreffende Eingabe mit einer warmen Empfehlung an die Regierung, allein das Gesuch fand nicht nur kein Gehör, sondern hatte eine Episode zur Folge, die gleich einer Unheil verkündenden Gewitterwolke die Existenz meines Großvaters bedrohte. Es zeigte sich nämlich einige Monate später, und als Herr de la Tour selbst bereits in die drückendste Lage gerathen war, ein unbekannter Franziskanermönch, Recellot, im Thale von Baigorry, der hin und her schlich und überall meinen Großvater anzutreffen und Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen suchte, was ihm auch bald gelang.

Dieser Pfaffe, der mit seinen Verhältnissen bekannt schien, richtete allmälig eine Menge verfänglicher Fragen an ihn und suchte ihm durch geheimnißvolle Winke Mittheilungen abzulocken, auf die der Gefragte sich einzulassen am wenigsten geneigt war. Wie diese Versuche fruchtlos blieben, rückte der Mönch offen auf ihn ein und verlangte eine vollständige Beichte über die geheimen Aufträge, die Herr de la Tour vor fünfzehn Jahren für den Herzog von Bourbon an den König Stanislaus ausgerichtet, über alle Personen, die daran betheiligt, was der Erfolg jener Unterhandlungen, inwiefern die Königin davon unterrichtet u. dgl., woraus nun deutlich hervorging, daß der Mönch ein Spion des Kardinals Fleury und angewiesen war, aus der Gegend von St. Jean de Luz, wo er sich aufhielt, alles zu beobachten, was auf der Grenze zwischen Frankreich und Spanien vorfiel und darüber zu berichten. Der zähe und rachsüchtige Cardinal

war ohne Zweifel durch das ihm zu Gesicht gekommene Memorial wieder an Herrn de la Tour erinnert und sein alter Groll gegen ihn neu geweckt worden. Jetzt mochte er glauben, seine Neugier über jene verjährten Unterhandlungen befriedigen und ihm, den er in der Noth wußte, durch seinen Spion Alles, was er zu wissen wünschte, ablocken zu können.

Mein Großvater erkannte wohl die Gefahr, die ihm von Seiten des Prälaten drohte, der damals schon über 86 Jahre alt war, allein er war dennoch nicht zu bewegen, seinen, wenn auch verstorbenen, herzoglichen Gönner, geschweige den noch lebenden König Stanislaus zu verrathen. Mit der ihm eigenen Gewandtheit zeigte er sich über solche Fragen verwundert und versicherte dem Pfaffen, seine häufigen Besuche in Chantilly hätten keinen andern Zweck gehabt, als seine Auslagen für die Akademie, und bei dem König Stanislaus durch dessen Verwendung seine dreitausend Dukaten von dem Grafen Poniatowsky wieder zu erhalten. Vergebens spiegelte ihm der Pfaffe die Aussicht auf eine einträgliche Stelle bei den Finanzen vor, wenn er ihm zu Handen des Cardinals seine Geheimnisse offenbaren wolle, vergebens drohte der Pfaffe mit Verweisung aus Frankreich, mein edler Großvater blieb unerschütterlich. Der Spion verließ ihn grollend und zeigte sich weiter nicht mehr. Seine Drohungen blieben zum Glück ohne Erfolg, Herr de la Tour hielt sich aber vor der Rache des Cardinals nie ganz sicher, bis daß dieser nach Verfluß von zwei Jahren gestorben war.

Inzwischen rückte die Arbeit im Berg Astezcourria nur langsam vorwärts; statt wie es nöthig gewesen wäre, mehr Arbeiter anzustellen, um das Unternehmen schneller weiter zu führen, mußte mein Großvater solche entlassen, da er sie nicht mehr bezahlen konnte. Das Haus Lagravère wollte nun auch keine neuen Summen mehr vorstrecken und Herr de la Tour mußte froh sein, daß sie ihre frühern Einlagen nicht von ihm zurückforderten. Um diese Zeit, den 6. April 1742, starb dann auch bei ihrer Tochter zu Motiers im Val de Travers Frau de la Tour, und es kam nun in Folge dieses Todesfalles meine Mutter nach Zürich

zu einem Pfarrer Schweizer in Pension. Dort blieb meine Mutter, wahrscheinlich wenig bekannt, viele Jahre wie verborgen, wurde in der Religion unterrichtet und erhielt zum ersten Mal das h. Abendmahl in Buchs, wo der Sohn ihres Pflegevaters, Johann Caspar Schweizer, Pfarrer war und ihr darüber den 12. Juni 1752 ein Attestat ausstellte, das zugleich ein äußerst günstiges Zeugniß über ihren Charakter enthält. Herr de la Tour hatte in Baigorry seinen Sohn Sebastian bei sich nebst Högger und einem gewissen Junker Friedrich Zollikofer — vielleicht einem Anverwandten jener Familie, welche sich früher bei dem Bergwerke betheiligt hatte — die alle mit ihm sich kümmerlich behelfen mußten. Wenn auch das Vertrauen in seine Redlichkeit nicht abgenommen hatte, so zweifelte doch Jedermann an der Möglichkeit, daß er seine bisherige Stellung länger würde behaupten können. Er galt bereits überall für arm und war es nicht nur, sondern noch unter einer ungeheuren Schuldenlast leidend, von der nur gar nicht vorauszusehen war, wie er sie jemals mit Ehren würde von sich abwälzen können. Der Vicomte d'Esteaux, der eine jährliche Grundsteuer von ihm zu fordern hatte, wollte diese schon längst nicht mehr annehmen, war aber selbst nicht im Fall, ihn nachdrücklich zu unterstützen. Ohne Geld konnte er seine Arbeiten nicht fortsetzen; er borgte von Wucherern, wo er deren noch bewegen konnte, ihm gegen ungeheure Zinse ganz kleine Summen vorzuschießen, die kaum von einem Tage zum andern hinreichten, seine Arbeiter zu bezahlen. Allein auch dieses Hülfsmittel war bald erschöpft. Er mußte seine Leute alle abdanken und sie bei der Abrechnung statt mit Geld mit schriftlichen Anweisungen (bons) auf eine ungewisse Zukunft entlassen und vertrösten.

So stand der hochherzige Mann, dem früher Millionen durch die Hände gegangen, der sich stets gegen Hohe und Niedere so uneigennützig bewiesen, dem es Bedürfniß gewesen, mit vollen Händen auszutheilen, nachdem er zwanzig Jahre lang der Spielball eines feindseligen Geschickes gewesen, nun auf sich selbst verwiesen da, von allen Mitteln entblößt, sich und den Seinigen nur den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Aber ein dankbares Herz war ihm doch geblieben. Seine deutschen Bergleute

hatten sich zerstreut, die meisten in ihre Heimat zurückbegeben. Nur sein Obersteiger Ressel wollte sich nicht von ihm trennen und auch das bitterste Schicksal mit ihm theilen. Dieser wackere Mann hatte sich in meines Großvaters Diensten allmälig eine Summe von etwa hundert Pistolen vorgespart, womit er nun begann, seinen geliebten Meister zu unterstützen und Herr de la Tour mußte sich eine geraume Zeit dazu verstehen, sich buchstäblich von diesem treuen Diener erhalten zu lassen.

Eine weit empfindlichere Demüthigung mußte aber mein Großvater noch erleben, damit das Maß seines Unglücks bis an den Rand gefüllt werde. Einer seiner letzten Gläubiger, der vergebens das ihm vor kurzer Zeit vorgestreckte Geld mit Ungestüm zurückverlangt hatte, ließ ihn ohne Rücksicht auf seine trostlose Lage verhaften und nun war Herr de la Tour sogar noch seiner Freiheit im Schuldthurme beraubt und mußte sich darauf gefaßt halten, im niedrigsten Elend unterzugehen!

Da trat Ressel wieder in's Mittel und kaufte seinen Herrn los; durch diese großmüthige Handlung waren aber seine seit Jahren zusammengelegten Ersparnisse rein aufgegangen bis auf einen einzigen Sechslivrethaler.

Während der Gefangenschaft war Ressel mit seinem Hammer früh und spät in der Gegend herumgestreift und hatte an alle Felsen geklopft, als wolle er einen wohlmeinenden Berggeist wecken und aus der Tiefe zur Hülfe heraufbeschwören. Dem Römerwerke im Berge Astezcourria kehrte er den Rücken und wandte sich wieder nach dem Thal von Baigorry, wo früher gegraben und Kupfer gefunden wurde, das aber stets wieder ausging. Dort gab es noch verschiedene Stellen, an welchen der erfahrene Bergmann unterirdische Metalle zu wittern glaubte. Vorzüglich schien ihm die Gestaltung und geologische Beschaffenheit einer langen Reihe von Felsenhügeln, die sich an der Nive hinzieht, etwas zu versprechen. Dieses Bergwasser, meinte Ressel, könnte zur Anlegung von Trieb- und Räderwerken Dienste leisten, wenn in dessen Nähe Metall gefunden würde. Sobald mein Großvater seiner schmählichen Haft entlassen war, theilte er ihm seine Vermuthungen und Hoffnungen mit und führte ihn an die in's Auge gefaßte Stelle.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren; der letzte Nothpfennig, jener einzig übrig gebliebene Sechslivrethaler, wurde bestimmt, einige Taglöhne zu bestreiten und von den früher zum Bergbau angeleiteten, dann aber entlassenen Basken der Umgegend fanden sich bald mehrere ein, die unter Ressel's Aufsicht und Mithülfe zu graben und hämmern begannen. Das Schicksal war versöhnt: ein neuer Stern ging meinem so lange schwergeprüften Großvater auf. Ressel fand innerhalb weniger Tage eine Kupferader, die bei weiterem Fortgraben immer mächtiger wurde und bald sogar auf ganze Nester des schönsten reinsten Kupfers führte. Das Gerücht des glücklichen Fundes verbreitete sich schnell durch das ganze Thal; von allen Seiten her kamen die Basken herbei und erboten sich, auf Kredit zu arbeiten, um nur wieder eine Anstellung und Broderwerb unter dem verehrten Mann zu finden, der sie von jeher so mild und väterlich gehalten. Es wurde nach Bayonne an Lagravère berichtet, der die neue Entdeckung durch Experten prüfen ließ und deren Gutachten so günstig lautete, daß dieses reiche Handlungshaus nun wieder kräftige Zuschüsse lieferte, und nicht nur alle baskischen Arbeiter in Thätigkeit gesetzt, sondern auch die deutschen Knappen von Neuem einberufen werden konnten, die dann auch fröhlich aus der Ferne sich wieder einfanden, um ihre Bons einzulösen und Kameraden mitbrachten, die alle hier Beschäftigung fanden. An Kredit mangelte es nun Herrn de la Tour nicht mehr und dessen bedurfte er im Anfang allerdings, denn hier war jetzt eine ganz neue Anstalt zu begründen, bei welcher frühere Mißgriffe vermieden werden und alle mit schweren Kosten erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen ihre zweckmäßige Anwendung finden mußten. Ueberall wurden Stollen in die Erde getrieben, während andere Arbeiter auf's Schürfen ausgingen; es wurden Pochwerke, Hochöfen, Schmieden, kleinere und größere Wohngebäude aufgeführt und ein Kanal von mehr als tausend Klafter Länge gegraben. Alle Hände waren beschäftigt und der gute Högger, der nur zu lange hatte feiern müssen, trug das Seinige auch dazu bei, die neue Anstalt zu beleben und gab überall die besten Rathschläge.

Es war meinem Großvater nun möglich, die frühern Verluste zu ersetzen, die erforderlichen Waldungen, den Boden, auf dem die Gebäulichkeiten errichtet wurden, nebst den dazu gehörigen Wiesen und Feldern zu kaufen und zu bezahlen.

Leider war es dem Sohne des Herrn **de la Tour** nicht vergönnt, sich lange des wieder aufblühenden Glückes seines Vaters zu freuen, indem er schon den 29. April 1746 im Alter von 34 Jahren starb, als die Anstalt noch bloß im Entstehen begriffen war.

Sowie dieselbe allmälig ihren Flor entfaltete, wurde sie auch von Seite der Regierung mit Wohlgefallen beobachtet, durch wichtige Begünstigungen unterstützt und erhielt vor allen andern Bergwerken in den Pyrenäen den Namen eines **Etablissement royal.** Herr **de la Tour** begab sich öfters nach Paris, wo er den Cardinal Fleury, der im Januar 1743, beinahe neunzig Jahre alt, gestorben war, nicht mehr zu befürchten hatte, machte sich bei den neuen Ministern persönlich bekannt und erwarb sich einen höhern Grad von Zutrauen, als ihm zuvor noch nie zu Theil geworden. Er erhielt eine neue Concession für sich und seine Erben, das Recht, einen Thürsteher in königlicher Livree zu halten, das königliche Wappen an seiner Thür zu führen, königliche Wachen vor die Eingänge seiner Minen zu stellen und seine Waldungen zu hüten, die Gerichtsbarkeit über alle seine Untergebenen, welche durch einen eigenen, von ihm angestellten Richter, der bis zum Pranger urtheilen konnte, ausgeübt wurde, gültige Pässe mit seiner einzigen Unterschrift und dem königlichen Siegel zu ertheilen, und endlich auch die früher so oft nachgesuchte Bewilligung, Billon-Münzen prägen zu lassen, die er an die Münzstätten von Plan und Bayonne ablieferte. Für alle diese Begünstigungen hatte er gleich den übrigen Bergbau-Unternehmern in Frankreich der Regierung den zwanzigsten Theil des reinen Ertrags seiner Arbeiten zu entrichten. Zuletzt wurde er noch zum General-Inspektor aller Bergwerke in den Pyrenären ernannt, eine Stelle, die, weit entfernt ein leerer Titel zu sein, ihn zu häufigen Reisen veranlaßte, die oft Monate lang dauerten, ihn aber auch überall im ganzen Lande bekannt und beliebt machten.

Die Organisation des Bergwerks war mit möglichster Sparsamkeit eingerichtet. Herr de la Tour selbst besorgte alle Bestellungen und Einkäufe im Großen und führte die Correspondenzen mit den Ministern, wofür er sich einen Privatsekretär in seinem Cabinet hielt. Im Comptoir waltete der Freund und unermüdliche Högger als Buchhalter, Cassier und Zahlmeister im Großen wie im Kleinen, indem er selbst alle Löhne auszahlte und jedem der vielen Arbeiter seine besondere Rechnung stellte.

Zu seiner Hülfe hatte er bloß zwei Schreiber, deren einer der Chirurg Hettlinger war, der Schreiberdienst versah, wenn es Nichts zu arznen gab. Högger führte zugleich die allgemeinen Register, und das ganze Vermögen der Anstalt war ihm mit so unbegrenztem Zutrauen von Seite meines Großvaters übertragen, daß er bloß am Ende jeden Jahres Rechnung ablegte. Daneben war er auch im Laboratorium thätig, wo er die Stelle eines Probierers versah und alle aus der Grube gezogenen Metalle zersetzte und prüfte, was er durch lange Uebung trotz dem erfahrensten Chemiker zu leisten vermochte. Ueber die öftern und langen Abwesenheiten des Herrn de la Tour führte er allein das ganze Geschäft, das unter seiner Aufsicht keinen Augenblick in's Stocken gerieth, und war für jeden vorkommenden Fall mit den nöthigen Vollmachten versehen. Und für alle diese vielseitige Thätigkeit wies er jede Besoldung beharrlich von der Hand und fühlte sich glücklich, mit seinem Jugendfreunde leben zu können, der ihn aber auch wie einen Bruder hielt und in einer Art Gütergemeinschaft alle Genüsse mit ihm theilte.

Neben Sebastian Högger arbeitete auch der schon erwähnte Junker Friedrich Zollikofer bei meinem Großvater, vermuthlich als dessen Privatsekretär. Herr de la Tour setzte aber ein solches Zutrauen in denselben, daß er ihn zum Eidam erkor und ihm, obgleich einundzwanzig Jahre älter als seine Tochter Martha, die Hand derselben versprach. So lange von ihrem Vater getrennt und in der Schweiz lebend, konnte sie diesen ihr bestimmten Bräutigam kaum anders als dem Namen nach kennen. Auch der Vater wußte im Gedränge der Geschäfte wenig von seinem Kinde, das bloß die oberflächliche Bildung jener Zeit erhalten hatte und

zwar ganz artige Briefe in allgemeinen Phrasen, aber aus der Ferne keine solchen zu schreiben verstand, in welchen sich die Tiefe des Gemüthes dem Vater unverkennbar hätte kundgeben können, und Herr de la Tour mochte glauben, das unglückliche Hinken seiner Tochter könnte vielleicht einer dem Alter nach passenden Verbindung im Wege stehen, und daher bei seinen weit vorgerückten Jahren darauf bedacht sein, ihr wenigstens eine anständige Versorgung durch ihre Verehlichung mit einem grundbraven, wenn auch ältern Manne zu verschaffen.

Im September 1755 schickte Herr de la Tour seine ältere Tochter, Madame Meuron, die nebst ihrem Manne wieder bei ihm wohnte, mit Zollikofer nach Zürich, wahrscheinlich damit dieser die ihm bestimmte Braut, deren sanftes Gemüth sich den wohlmeinenden Anordnungen des Vaters völlig fügte, persönlich und näher kennen lerne und ihr Jawort erhalte.

Nach Zollikofer's Besuch blieb die Vollziehung seiner Heirath mit Martha noch auf ungewisse Zeiten verschoben, weil zuvor noch der Versuch gemacht werden sollte, durch Dr. Lavater's Hülfe ihre Hüftkrankheit zu heilen oder sie wenigstens zu erleichtern; ihre Schwester blieb also bei ihr in Zürich, beide zogen beim Arzte ein, und Zollikofer kehrte allein wieder in die Pyrenäen zurück, ohne zu ahnen, daß er diese Welt so bald verlassen würde.

Im Oktober 1756 brachten Geschäfte mit dem Ministerium meinen Großvater nach Paris und von dort nach Luneville, wo er sich dem König Stanislaus, nun mit dem Herzogthum Lothringen belehnt, den er 28 Jahre nicht mehr gesehen, vorstellen ließ. Von dieser Audienz ist kein Bericht mehr vorhanden; sie scheint aber Herrn de la Tour befriedigt zu haben, indem er bald nachher in der heitersten Stimmung in Genf anlangte.

Diese heitere Stimmung, mit neu aufgeregtem Lebensmuth verbunden, hatte wichtige Folgen; denn hier gestaltete sich ein unerwartetes Verhältniß, das eben so rasch entstand als festgegründet wurde. An einem fröhlichen Mittagsmahl kam Herr de la Tour neben ein junges Frauen-

zimmer zu sitzen, dessen lebhafte Unterhaltung ihn anzog und wie bezauberte, und ihn verleitete, gleich einem feurigen Jüngling nicht bloß dem heirathslustigen Mädchen allerlei Artigkeiten zu sagen, sondern nach und nach Wünsche fallen zu lassen, die so bereitwillig aufgenommen und erwiedert wurden, daß er schon beim Nachtisch sich zu tief verstrickt hatte, um mit Ehren wieder zurücktreten zu dürfen. Menn mein Großvater auch gern unter Freunden ein Glas guten Wein genoß, so war er doch kein Trinker, dessen Verstand und Besinnung im Rebensaft untergeht. Es muß da ein besonderer Einfluß gewaltet haben. Vielleicht glaubte er, dessen häusliches Leben in Baigorry wegen der beständigen Zwistigkeiten mit seinem Tochtermann Meuron nichts weniger als angenehm war, demselben durch die Verbindung mit einer muntern Frau neue Reize verleihen zu können. Wer vermag zu ergründen, was Alles in solchen entscheidenden Augenblicken im menschlichen Gemüth den Ausschlag gibt? Genug, nach Verfluß weniger Tage war Herr de la Tour verheirathet mit Geneviève de Leval, deren Großvater der bald 68jährige Mann hätte sein können! Sie war zu St-Jean d'Hérans im Dauphiné geboren und Tochter eines Hauptmanns im königlichen Infanterieregiment Angenois, Ritter Charles Ode Bonniat du Roux de Leval und lebte seit des Vaters Tod mit ihrer Mutter, einer geborenen Jordan, in Genf in sehr beschränkten Verhältnissen. Der für die junge Frau sehr vortheilhaft abgefaßte Ehevertrag wurde den 18. November 1756 in Genf unterzeichnet und ausgewechselt, und schon den 21. der Hochzeittag gefeiert.

Meuron scheint mit des alten Schwiegervaters Hochzeit nicht sehr zufrieden gewesen zu sein, das zwischen ihnen schon seit länger bestehende, gespannte Verhältniß wurde noch unangenehmer, und auch nach der Rückkehr der beiden Töchter aus Zürich mag sich dasselbe wenig gebessert haben, wenigstens zog Meuron mit seiner Gattin nach Yverdon, und nur ihr Sohn Pierre Henri blieb bei seinem Großvater zurück.

Wenn Herr de la Tour auch gegen seine ältere Tochter väterlich gesinnt war, so wandte sich seine Zuneigung doch bald und vorzüglich auf die jüngere Martha, die er so lange nicht mehr gesehen, gleichsam

wie vernachlässigt hatte, und die er nun so liebenswürdig fand, daß er ihr Alles gewährte, was sie nur wünschen mochte, um sie für eine traurige Vergangenheit zu entschädigen, daher er auch ihrer Verlobung mit meinem Vater nicht die mindeste Schwierigkeit entgegensetzte und dieselbe vielmehr nach seiner raschen Weise nicht schnell genug zu Stande bringen konnte. Mein Vater bemerkte einst gegen mich, wenn Herr de la Tour seine Martha früher wiedergesehen, so würde er schwerlich den Entschluß gefaßt haben, sich in solchem Alter noch zum zweiten Mal zu verheirathen.

Die Lebensgeschichte meines Großvaters de la Tour ist bis auf diesen Punkt ausführlicher geworden und hat mehr Raum eingenommen, als ich Anfangs dachte. Je mehr ich in den vielen noch vorhandenen Materialien suchte, desto mehr fand ich Anziehendes für mich, und da wahrscheinlich, wenn ich nicht mehr bin, Niemand mehr jene Schriften so genau wie ich wird durchstudiren mögen, so schien es mir nicht zwecklos, einen solchen chronologisch geordneten Auszug davon zu veranstalten, um einen Ueberblick der merkwürdigen Lebensschicksale eines so bedeutenden Mannes zu hinterlassen.

Ich nehme nun den Faden da wieder auf, wo ich denselben fallen ließ, als mein Vater zum ersten Mal in Baigorry anlangte und so liebevoll aufgenommen war. Herr de la Tour hatte beschlossen, die Hochzeit seiner geliebten Martha in Genf feiern zu lassen, wo auch der Ehevertrag durch einen dortigen Notar abgefaßt werden sollte, sich deßwegen selbst mit seiner Gemahlin dorthin zu begeben und dann das junge Ehepaar nach Zürich zu begleiten, um dort die persönliche Bekanntschaft der ganzen Heß'schen Familie zu machen. Der Professor Caspar, als Geistlicher, war eingeladen, sich auf die bestimmte Zeit in Genf einzufinden, um die Ehe seines Bruders einzusegnen.

Die Kunde dieses wohlmeinenden Vorhabens verursachte großen Schrecken im Posthause zum Schäppeli, weil die guten Leute verlegen

waren, wie sie so viele Gäste beherbergen und den alten Herrn mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von Dienerschaft nach Stand und Würde empfangen und mit ausgesuchten Leckerbissen bewirthen könnten. Der Professor Caspar zeigte sich verlegen, nach Genf zu reisen und vielleicht die Trauung, sogar eine Predigt, in französischer Sprache halten zu müssen; er zog es daher vor, dem ältern Bruder Jakob, der sich bei solchen Feierlichkeiten gern zeigte, das Recht der Erstgeburt nicht zu verkümmern und ihm den Vorrang zu lassen. Es wurden Briefe geschrieben voll Danks für die der Familie zugedachte Ehre, aber voll Bedauern und vorläufigen Entschuldigungen, wenn Herr de la Tour nicht Alles so finde, wie er es gewohnt sei. Allein mein Vater, der jene heimischen Verhältnisse nur zu gut kannte, zog die Seinigen bald aus der Verlegenheit, indem er das Landgut des Schwertwirthes Ott im Hard, da später die Eßlinger'sche Kattunfabrik errichtet wurde, für einige Wochen zur Aufnahme und Verpflegung der ganzen Gesellschaft miethen ließ. Zu noch größerer Beruhigung für die ängstlichen Gemüther ließ Frau de la Tour, die kein deutsches Wort verstand und alle Ceremonien scheute, nach Zürich wissen, wie sehr sie bedaure, nicht auch dorthin kommen zu können, indem sie sich vorgenommen, von Genf aus eine Schwester im Dauphiné zu besuchen und die übrige Zeit ihrer Mutter zu widmen.

Im August sollte die Reise nach der Schweiz angetreten werden, Frau de la Tour, Martha, die bekannte Süsette nebst einer alten, baskischen Haushälterin, die für alle Bedürfnisse des Herrn zu sorgen pflegte, von meinem Vater begleitet, zuerst aufbrechen und der Sonnenhitze wegen nur kleine Tagfahrten zurücklegen, Herr de la Tour aber, der in Baigorry und unterwegs noch viele Geschäfte abzuthun hatte, nebst seinem Kammerdiener mit Extrapost nachfolgen. Inzwischen kam Bericht, daß meines Vaters persönliche Anwesenheit für wichtige Abrede wegen Bubikon früher und dringlich nöthig sei. Da Herr de la Tour einen großen Werth darauf setzte, daß dieses Projekt nicht mißlinge, weil er gesinnt war, sich später von seinen Geschäften zurückzuziehen und seine letzten Lebenstage in ländlicher Ruhe bei seiner Tochter Martha zuzubringen, so bewog er

meinen Vater, allein vorauszueilen, und sorgte auf andere Weise für sicheres Geleit der Damen.

Mein Vater langte incognito in Zürich an, besorgte in einem Tage seine Angelegenheiten und begab sich dann mit seinem Bruder Jakob nach Genf. Dieser hatte sich gerne zu dieser Reise verstanden, und seine gleich ihm neugierige Frau würde sich noch lieber mitangeschlossen haben.

Am Abend des 10. November 1759 ganz in der Stille und bloß in Gegenwart des Herrn de la Tour, seiner Gemahlin und des Bruders Jakob wurde die Ehe meines Vaters mit seiner geliebten Martha in der Dorfkirche von Chesne durch Johann Fin, Pfarrer der deutschen Gemeinde in Genf, eingesegnet, eine Ehe, die nie durch das mindeste Mißverhältniß gestört oder getrübt wurde und meinem Vater eine höchst liebenswürdige, sanfte, seine öftern lebhaften Temperamentsausbrüche immer durch Liebe beschwichtigende Lebensgefährtin beigesellte, und die ihm zugleich Wohlstand und vollkommene ökonomische Unabhängigkeit sicherte; denn Herr de la Tour hatte ihn in dem später errichteten Ehevertrag ebenso uneigennützig als großmüthig bedacht und wie ein treuer Vater für ihn und seine Martha gesorgt.

Am folgenden Morgen verließ die ganze Gesellschaft Genf, um sich nach Yverdon zu begeben, und verweilte dort bei Meuron's, die nicht zur Hochzeit waren eingeladen worden. Dann ging die Reise nach Zürich; unterwegs aber hielt Herr de la Tour sich ein paar Tage noch allein mit seinem Kammerdiener in Baden auf, um einige Bäder gegen rheumatische Schmerzen zu gebrauchen, die er in einem Arm spürte. Vom Hard aus, wo er sich auch bald einfand, wurden nun alle Mitglieder der Heßischen Familie besucht und dann auch wieder empfangen und bewirthet. Die Väter verabredeten die künftige Einrichtung ihrer neuvermählten Kinder, zu welcher aber Herr de la Tour das Meiste, wenn nicht Alles, allein beitrug. Die Liebenswürdigkeit des alten Herrn fand allgemeine Anerkennung und ließ die günstigsten Eindrücke von ihm in Aller Herzen zurück. Allein gegen das Ende eines Aufenthalts von wenigen Wochen begann er sich unwohl zu fühlen und wünschte nach

Genf zurückzukehren, um dort noch viele Geschäfte abzuschließen und sich dann wieder nach Baigorry zu begeben, wohin mein Vater und Martha ihn begleiten sollten.

Im Oktober in Genf angelangt, wurde er mit jedem Tag unwohler, und es schien eine auffallende Veränderung in ihm vorzugehen. Der sonst heitere, lebensfrohe Mann zeigte sich verstimmt, launisch, unentschlossen und äußerst reizbar. Wenig erfreuliche Nachrichten aus Baigorry trugen dazu bei, diese Stimmung zu vermehren. Der Ertrag des Bergwerks hatte seit kurzer Zeit abgenommen, der treue Högger war mit Geschäften so überladen, daß er bei seinen hohen Jahren die eingeführte Ordnung nicht überall zu behaupten vermochte, und Meuron war noch zu jung und unerfahren, um sein Ansehen geltend zu machen; eine treue Magd, Joanna, war, hieß es, in Chateauneuf plötzlich vom Schlage getroffen worden und gestorben, nachher aber wurde erst entdeckt, daß sie von einer herumstreifenden, dort eingebrochenen Bande am hellen Tag war ermordet worden, was Herrn de la Tour hätte verheimlicht werden sollen. Herr de la Tour wurde über dergleichen Berichte ängstlich, es trieb ihn weg und doch erlaubten ihm seine zunehmenden Beschwerden nicht, die weite Reise anzutreten. Es schien, als hätten seine frühern, häufigen Anstrengungen und Gemüthsbewegungen jeder Art seine Kräfte erschöpft, und der erst noch blühende Greis wurde zusehends blaß und mager, selbst seine geliebte Martha vermochte nicht mehr ihn aufzuheitern.

Im November wurde der Zustand des Kranken immer bedenklicher, er konnte keine Nahrung ertragen, und seine Frau begann, eine baldige Veränderung ihrer bisherigen Verhältnisse zu besorgen. Bisher hatte Herr de la Tour außer den Thoren von Genf gewohnt, nun wurde es aber der Aerzte wegen dringlich, in die Stadt zu ziehen, wo es aber schwer hielt, ein bequemes Unterkommen zu finden. Dieser Umstand, das Bedürfniß nach Stille und die Kostspieligkeit des Lebens in Genf dienten Frau de la Tour zum Vorwand, ihren ganzen Einfluß auf den alten, schwach gewordenen Mann zu benutzen, daß er Martha und meinen Vater zu Meuron's nach Yverdon ziehen heiße, von wo sie bald wieder nach

Genf zurückberufen werden könnten, wenn es die Umstände erfordern sollten. Ihr geheimer Zweck aber war, allein bei dem Kranken bleiben zu können, um ein für sie günstiges Testament zu erhalten. So ungern sich meine Eltern auch von dem theuren Vater trennten, so mußten sie sich doch seinem Willen fügen, um seine Reizbarkeit zu schonen; sie begaben sich also nach Yverdon in Pension bei Meuron's, wo sie täglich Berichte erhielten, die immer niederschlagender lauteten, und deßwegen ihre Zeit dort in beständiger Angst zubrachten. Den 2. Januar langte unerwartet ein von Genf abgesandter, geräumiger Wagen mit drei Pferden an, um die Kinder des Herrn de la Tour schleunig abzuholen, da er sein Ende herannahen fühlte und sie vorher noch sehen wollte. Sie reisten auf der Stelle ab und wurden von dem Vater freundlich empfangen. Alle üble Laune war verschwunden, und seine väterliche Zärtlichkeit äußerte sich besonders gegen Martha. Die Freude des Wiedersehens schien ihm neue Kräfte verliehen zu haben, die aber bald wieder schwanden. Fieber, Erschöpfung und Delirium wechselten mit luciden Momenten, bis endlich am Vormittag des 30. Januar 1760 das vielbewegte Leben des merkwürdigen Mannes sein irdisches Ziel fand und er sanft im Tod entschlummerte.

Aufrichtiger als alle übrigen Verwandten beweinten mein Vater und Martha den Dahingeschiedenen, der sich so väterlich gegen sie erwiesen, und dessen längeres Leben in jeder Beziehung so erwünscht für sie gewesen wäre. Unterm 31. Dezember 1759 hatte mein Großvater sein Testament errichten lassen, dessen Eröffnung nun stattfand, und über dessen Inhalt Meuron höchst ungehalten war.

Nach vielen über 14,000 Pfund betragenden Legaten für alle seine vielen Bediensteten hatte der Testator seiner Frau neuerdings die ihr im Ehevertrag verheißene Morgengabe bestätigt und ihr über das noch eine lebenslängliche Pension (Leibrente) von 2000 Pfund zugesichert. Für ihren Antheil an Fahrhabe ließ sie sich vorzugsweise, wie ihr das Testament die Wahl überließ, mit 10000 Pfund auskaufen. Der ältern Tochter und ihrem Mann wurden die bereits zu verschiedenen Zeiten

erhaltenen, 60,000 Pfund betragenden Summen zugesichert, sowie Martha diejenigen, die ihr in ihrem Ehevertrag mit meinem Vater verheißen waren. Für das ganze übrige Vermögen, sowie für das Bergwerk in Baigorry waren Martha und Meuron's Sohn, **Pierre Henri**, zu gleichen Theilen als Erben eingesetzt worden, unter der Bedingung, daß letzterer seiner Mutter eine lebenslängliche Leibrente von 3000 Pfund und beide zusammen jene 2000 Pfund der Frau **de la Tour** verabreichen sollten.

Meuron wollte zuerst den Versuch machen, das Testament seines Schwiegervaters umzustoßen; es kränkte ihn namentlich, daß er gar keinen Antheil am Bergwerke haben sollte, während meinem Vater ein solcher bestimmt war, was diesen aber mehr in Verlegenheit setzte, als ihm erwünscht sein konnte, indem er voraussah, sich deßwegen Jahre lang in den Pyrenäen aufhalten zu müssen. Herr **de la Tour** hatte viele Titel seines Vermögens in einer Brieftasche mit sich nach Genf mitgenommen; der geringste Theil war liquid. Es waren Aktien auf Schiffe, die noch lange nicht aus andern Welttheilen zurückkommen konnten, Antheile an andern merkantilischen Spekulationen französischer Handelshäuser, Wechsel auf lange Sicht u. dgl. mehr für beträchtliche Summen. Das Inventarium darüber wurde gehörig gestellt und dem jungen Meuron nach Baigorry geschickt.

Wie seine Eltern sahen, daß Nichts mehr für sie zu theilen und in Empfang zu nehmen sei, reisten sie mißmuthig nach Yverdon zurück, während mein Vater noch längere Zeit in Genf bleiben mußte, um die vielen Geschäfte vollends in Ordnung zu bringen und die Prokur seines Mitinteressenten abzuwarten, von dessen Gesinnungen er sich, als eines etwas eiteln und leichtsinnigen jungen Mannes, nicht sehr viel Gutes versprechen durfte.

Je mehr mein Vater die Sachlage in Erwägung zog, desto mehr überzeugte er sich, daß er ohne Verzug nach Baigorry eilen müsse, damit er dort eine klare Einsicht über den Werth des Bergwerkes, sowie über die vielen andern Theile der Verlassenschaft erhalten und die nöthige Uebereinkunft mit Meuron treffen könne, wie das Bergwerk gemeinschaftlich zu

bewerben sei. Seiner geliebten Martha konnte und durfte er aber nicht zumuthen, ihn jetzt schon zu begleiten, indem sie sich in Umständen befand, die eine so weite und beschwerliche Reise nicht erlaubt hätten. Sie sah vollkommen ein, wie nöthig es für Beide sei, Nichts zu versäumen, was die Sicherstellung ihres Vermögens erfordere, und so munterte sie ihn vielmehr zu seiner vorhabenden Reise auf. Wo aber meine gute Mutter sich unterdeß aufhalten sollte, war eine Frage, die vielseitige Ueberlegung bedurfte. Das Natürlichste wäre für sie gewesen, sich zu ihrer Schwester nach Yverdon in Pension zu begeben; da aber das freundliche Verhältniß zu ihr in der letzten Zeit etwas gelitten hatte, so konnte sich meine Mutter nicht dazu entschließen. Im Hause des Großvaters Heß hätte sie nicht gut untergebracht werden können, so daß endlich nach langem, schriftlichem Berathen mit dem Bruder Caspar beschlossen wurde, mein Vater solle sie bloß bis nach Yverdon begleiten und der Professor Caspar sie dort nach Zürich abholen, wo der ältere Bruder Jakob sie in seinem Hause aufnehmen wollte, bis eine Wohnung und eine eigene, kleine Haushaltung für sie eingerichtet werden könne.

Frau de la Tour wählte Genf zu ihrem beständigen Aufenthalt und zog wieder zu ihrer Mutter, nach deren Tod sie zwei ihrer Nichten zu sich nahm. Sie starb erst im Dezember 1806 und überlebte also ihren Mann um volle fünfzig Jahre.

Im April brachte mein Vater seine zarte Frau nach Yverdon und eilte dann nach schmerzlicher Trennung mit schwerem Herzen über Genf und Lyon nach den Pyrenäen. In Baigorry angelangt, wurde er zwar von dem jungen Manne höflich, aber doch mit einer Befangenheit aufgenommen, die ihm bewies, wie dieser die Anstalt lieber für sich allein hätte behalten mögen. Es dauerte eine Weile, bis beide einander sich genähert und die Geschäfte an die Hand genommen und besprochen wurden.

Meuron war unerfahren und doch eigennützig, er lebte mehr dem Vergnügen als dem Geschäfte; mit den vielen von ihm eingeladenen Gästen führte er auf Kosten der Masse eine flotte Junggesellenwirthschaft, die große Summen kostete. Dem Geschäfte nahm sich namentlich Högger

an, aber es war ihm unmöglich, neben der Führung aller Rechnungen noch für gehörigen Absatz der verschiedenen Metalle zu sorgen. Von meinem Vater wurde nun ein genaues Inventarium aller Aktiven aufgenommen, wobei er bald einsah, daß eine längere Anwesenheit dringlich sei, wenn er das Vermögen seiner Martha allmälig und ohne allzugroße Einbuße ausscheiden und in Baarschaft umwandeln wolle. Unterm 1. Mai 1760 wurde zwischen meinem Vater und Meuron gemäß dem letzten Willen des Herrn de la Tour ein Gesellschaftsvertrag errichtet, kraft welchem das Bergwerk zu gleichen Theilen auf Gewinn und Verlust betrieben werden sollte. Meuron wurde dem Namen nach beauftragt, alle Arbeiten anzuordnen, was aber, da er nichts davon verstand, durch Högger geschehen mußte. Meinem Vater war nicht nur das Recht vorbehalten, alle Bücher und Rechnungen zu controliren, sondern auch seine eigene Ansicht über alle vorkommenden Geschäfte geltend zu machen und im Fall von Abwesenheit einen Prokuraträger für sich zu stellen. Das Recht der Signatur hatte er so gut wie Meuron. Die Haushaltung in der Fonderie sollte auf gemeinschaftliche Kosten geführt werden, eine Klausel, die in der Folge meinen Eltern viel Verdruß brachte.

Es dauerte lange, bis alle diese Einrichtungen getroffen waren und mein Vater durfte nicht mehr hoffen, vor der Niederkunft seiner geliebten Frau bei ihr in Zürich einzutreffen. Unterdeß befand sich meine gute Mutter bei ihrem Schwager Jakob im Meyershof in Zürich, in dessen Familie sie sich aber nicht glücklich fühlte und daher froh war, als sich eine eigene Wohnung für sie fand, in welcher sie sich nun einrichten konnte. Den 12. Juli 1760 gebar meine Mutter einige Wochen früher als sie erwartet hatte einen gesunden Knaben, der Caspar getauft wurde, und erholte sich bei großer Schonung bald wieder vollkommen aus dem glücklichen Wochenbett. Wie mein Vater diese erfreuliche Nachricht erhielt, wäre er gerne in der nämlichen Stunde aufgebrochen; die Erledigung seiner Angelegenheiten hielt ihn aber noch volle vier Wochen in Baigorry zurück und so schnell er auch zu reisen beschlossen, mußte er sich doch wichtiger Geschäfte wegen in verschiedenen Städten aufhalten, zumal in

Paris, indem für seine künftigen Verhältnisse dringlich war, sich dem Minister von Troudaine, der dem Departement des Bergwesens vorstand, als Miterben der seinem verstorbenen Schwiegervater ertheilten Concessionen persönlich vorzustellen. Endlich Ende August konnte mein Vater Baigorry verlassen und langte am 15. September in Paris an. Der Staatsminister von Troudaine war gerade abwesend, so daß es abermals einen unfreiwilligen Aufenthalt gab. Während desselben hatte er Gelegenheit zu beobachten, wie zu dieser Zeit in Frankreich die Finanzen erschöpft und der Privatkredit untergraben war, was ihn bewog, die flüssig werdenden Gelder so viel immer möglich aus Frankreich zurückzuziehen.

Sobald der Minister von Troudaine wieder in Paris war, wurde demselben mein Vater vorgestellt, und er hatte eine sehr günstige Audienz bei ihm. Dort war es auch, wo er im Vorzimmer den in einen Herzog von Chaulmes verwandelten Juden Kalmer antraf.

Jetzt eilte er heimwärts, erreichte Zürich den 12. Oktober und fühlte sich glücklich, nach halbjähriger Trennung mit seiner Martha vereinigt zu sein, seinen neugebornen Knaben an das väterliche Herz zu drücken und einige Zeit auszuruhen, denn seit er Holland im Mai des vorigen Jahres verlassen, war er fast immer auf Reisen gewesen und hatte nirgends eine bleibende Stätte gefunden.

Seinen Vater traf er in bedenklichen Umständen an. Der gute alte Mann schien seinem Ende entgegenzureifen. Wenn es meinem Vater auch nicht erwünscht war und meine Mutter sich noch weit mehr scheute, nach Baigorry zurückkehren zu müssen, so fühlten sich doch Beide in Zürich, zumal in einer noch gar nicht gehörig eingerichteten und beschränkten Haushaltung nichts weniger als behaglich.

Bis jetzt war es meinem Vater gelungen, seinen Urlaub vom Regiment von Zeit zu Zeit erneuern und verlängern zu lassen. Jetzt aber war er genöthigt, seine Entlassung aus dem Dienste zu verlangen, die er auch im April 1761 erhielt. Die Nachrichten aus Baigorry lauteten so ungünstig, daß mein Vater nicht säumen durfte, sich wieder hinzubegeben und seine Interessen persönlich zu wahren, und meine gute Mutter wollte

sich ihm anschließen, um nicht wieder so lang von ihm getrennt leben zu müssen. Die Abreise wurde aber durch die Kränklichkeit des Knäblein Caspar verschoben, das den 10. August 1761 zum großen Leidwesen der Eltern starb.

Im Oktober verließ mein Vater mit schwerem Herzen den seinigen, den er in diesem Leben nicht mehr zu sehen hoffen durfte und schlug mit meiner Mutter in kleinen Tagreisen über Lyon, Nimes und Toulouse die Straße nach den Pyrenäen ein und erhielt in der letztern Stadt die betrübende, aber nicht ganz unerwartete Nachricht, daß sein Vater den 31. Oktober gestorben sei. Nach einem Aufenthalt bei dem Intendanten in Orthez langten die Reisenden endlich den 24. November müde in Baigorry an. Hier hatte der Ertrag des Bergbaues bedeutend abgenommen, es arbeiteten kaum ein dritter Theil der Leute wie zu Herr de la Tour's Lebzeiten. Damals waren die Hochöfen Tag und Nacht im Gang und jetzt wurde wöchentlich nur einmal geschmolzen. Diese Abnahme war weniger einem Mangel an Betriebsamkeit als dem Umstande zuzuschreiben, daß der große Metallvorrath, den Herr de la Tour entdeckt und so eifrig ausgebeutet hatte, erschöpft schien und in dieser Gegend sich keine neuen und ergiebigen Adern mehr finden ließen. Dem ungeachtet dauerte das von Meuron eingeführte flotte Leben mit einer Dienerschaft von fünfzehn Personen fort, und die Zahl der Gäste nahm eher zu als ab, was für meine Eltern in gemeinschaftlicher Haushaltung eben so lästig als kostspielig war.

Meine gute Mutter hatte Langeweile in diesem abgelegenen Winkel der Pyrenäen, wo sie die baskische Landessprache nicht verstand und wo das Volk noch immer roh und zu mancherlei leidenschaftlichen Ausbrüchen geneigt war, obgleich einzelne Familien dort noch in patriarchalischer Gutmüthigkeit ein stilles Leben führten und sich dienstfertig erzeigten. Meinem Vater mangelte es nicht an Geschäften, wiewohl er sich mit dem Bergbau wenig befaßte, was er mit Vertrauen dem erfahrenen und treuen Högger überließ und sich auch nicht bemühte, dieses ihm unbekannte Fach gründlich zu studiren, indem er nicht gesinnt war, sein Leben in diesen Bergen zu=

zubringen und auch im Allgemeinen Einsicht genug besaß, mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß das Bergwerk immer weniger eintragen werde. Sein Hauptbestreben war daher darauf gerichtet, den Absatz aller noch vorhandenen Metalle fördern zu helfen, vorzüglich aber auf Liquidation aller noch ausstehenden Schuldforderungen hinzuarbeiten und seinen Theil davon in Sicherheit zu bringen.

Sowie kleinere oder größere Posten eingingen, remittirte er auch sogleich nach der Schweiz, wo sein Bruder Caspar die Wechsel in Geld umsetzte und dasselbe in Kapitalbriefen auf sichere Unterpfande für ihn anlegte. Dieser Verkehr war sehr lebhaft und erregte die Neugier des Bruders Jakob, der an seines Vaters Stelle Postdirektor geworden und durch dessen Hände alle ankommenden und abgehenden Briefe liefen. Ebenso neugierig und noch dazu neidisch war des Onkel Direktors Frau, die gar zu gern hätte wissen mögen, was alles hergeschickt und berichtet werde.

Mittlerweile und bald nach des Vaters Tode hatte der Professor Caspar sich mit Ottilia Escher verlobt und seine Hochzeitsreise führte ihn nach Genf, wo das junge Ehepaar, an Frau de la Tour empfohlen, von dieser freundlich empfangen und zu Ehren gezogen wurde.

Da mein Vater seine Liquidation eifrig betrieb und fortfuhr, immer Remissen nach der Schweiz zu machen, so fand sein Bruder Caspar nicht immer Gelegenheit, die eingegangenen Gelder auf sichere Unterpfande anzulegen; mein Vater fiel daher auf den Gedanken, da er der Statthalterei Bubikon noch gar nicht sicher war, irgend ein Besitzthum ankaufen zu lassen. Das Schloß Wülflingen mit den wenigen noch dazu gehörigen Gütern war feil, aber mit dessen tief verschuldetem Besitzer, dem kapriziosen Salomon Hirzel, den mein Vater noch von der Garde her kannte, nicht auszukommen. Die angebahnte Unterhandlung zerschlug sich wieder. Nachdem von andern Landgütern, z. B. vom Ankenhof in Engstringen die Rede gewesen, hieß es auch, der Beckenhof sei feil. Mein Vater war als Knabe zuweilen dort gewesen als Taufpathe der Frau des Besitzers, Junker Grebel. Dieses Gut, als das schönste in der Umgebung Zürichs

bekannt, schien aber nicht anders als um einen sehr hohen Preis erhältlich zu sein, daher große Bedenklichkeiten sich einem solchen Kaufe entgegenstellten. Die Brüder korrespondirten lange darüber und alle Gründe für und wider wurden reiflich erwogen. Meine Mutter, die gern auf dem Lande leben wollte, zeigte die meiste Lust zur Anschaffung dieser reizenden Besitzung. Im Mittelalter hatten hier die Herren von Beggenhofen ihren Wohnsitz, deren einer 1350 an der Mordnacht Theil genommen hatte. Alle ihre Güter wurden im vierzehnten Jahrhundert zerstückelt und geriethen nun aus einer Hand in die andere. Im Jahr 1649 kaufte ein Junker Franz Schlatter, damals Lieutenant in holländischen Diensten, das alte an der Straße stehende Haus nebst Gärten, Wiesen und Reben, dazu allmälig auch noch andere anstoßende Güterstücke, und wohnte hier, nachdem er als Oberstlieutenant den Dienst verlassen, bis er seine Besitzungen im Jahr 1718 einer Jungfrau Barbara Grebel verkaufte, von welcher das Gut durch Erbschaft an Junker Hartmann Grebel fiel, der dasselbe noch durch Ankauf mancher angrenzenden Parzellen vergrößerte. Dieser Junker Grebel, bereits ein reicher Mann, mit Anna Elisabetha Bodmer verheirathet, die ihm auch ein für jene Zeit bedeutendes Vermögen zubrachte, war ein Spieler und hielt in seinem alten Hause, das er mit seiner Frau und einer einzigen Tochter bewohnte, eine Pharobank. Wie dieses verpönte Spiel Aufsehen erregte, erbaute er das kleine Haus an der Straße, um dort seiner Liebhaberei in abgeschlossenem Raum weniger auffallend fröhnen zu können. Nun aber wollte seine galante Frau, die gern große Gesellschaften hielt und den Aufwand liebte, für sich selbst auch ein eigenes schönes Haus haben, und da sie im Auslande viel große Gebäude gesehen und ihren Geschmack ausgebildet hatte, so wurde nach ihrem Plan und unter ihrer persönlichen Leitung das jetzige Haupthaus mit seinem gewölbten tiefen Keller massiv und dauerhaft aufgeführt, das 1740 fertig und bewohnbar war und 60,000 Gulden gekostet haben soll. Zu gleicher Zeit ließ diese unternehmende Frau ein Lehenhaus, im Hürig genannt, das unten im Gut an der trefflichen Quelle stand, die schon in alten Schriften unter dem Namen

Friedrichsbrunnen vorkömmt, niederreißen, die Kastanienallee anlegen, das ganze Gut im damaligen französischen Geschmack, mit Küchen- und Blumengärten, Springbrunnen, einem Pavillon, mit vielen Alleen mit hohen Taxuswänden neu eintheilen und zuletzt noch das Oekonomiegebäude mit Stallungen und Remise erbauen.

Alle diese Bauten und Anlagen hatten aber eine solche Lücke in das gemeinschaftliche Vermögen des Grebel'schen Ehepaares gerissen, daß beide bei herannahendem Alter bewogen wurden, das kostspielige Gut zu veräußern und unter der Hand ruchbar werden ließen, es wäre feil, wenn sich ein Käufer zeigte, der dasselbe gut und baar zu zahlen vermöchte. Mein Vater, der noch lange nicht wissen konnte, wie seine Liquidation ausfallen werde, war mit Recht unschlüssig, ob er es wagen dürfe, einen großen Theil seines Vermögens in ein solches wenig einträgliches Gut zu stecken und ließ nur mit großer Vorsicht durch seinen Bruder Caspar eine geheime Unterhandlung mit Junker Grebel einleiten, der im Anfang so übertriebene Forderungen stellte, daß viele Monate verflossen, bis er nachgiebiger wurde und endlich das unwiderstehliche Gelüsten meiner Mutter den Ausschlag gab. Den 17. Februar 1763 wurde der Kauf um die Summe von 36,000 Gulden und 100 Dukaten Trinkgeld abgeschlossen, wobei sich aber Junker Grebel ausbedungen hatte, das Gut noch bis Ostern 1764 zu bewohnen. Meine Mutter bezeugte die lebhafteste Freude über diese Erwerbung und schrieb einen eigenen Brief an den Schwager Professor, um ihm dafür zu danken, daß er ihr zur Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches behülflich gewesen. Ungefähr gleichzeitig starb auch der Inhaber der Statthalterei Bubikon und es zeigte sich nun, daß die Stelle schon längst einem Hauptmann Schmid zugesichert war und die Unterhändler meinen Vater bloß hinhielten, um desto größere Belohnungen für ihre zweideutigen Verdienste zu erlangen. Als in der Stadt Zürich bekannt wurde, mein Vater habe den Beckenhof gekauft, geriethen alle müßigen Zungen in Bewegung, dieses höchst wichtige Ereigniß zu besprechen, zu bekritteln und sich darüber zu verwundern, wobei die frühern abentheuerlichen Gerüchte von unermeßlichem Reichthum neues Gewicht erhielten.

In der Familie besonders wurden dadurch die Erwartungen noch höher gespannt als je zuvor, und bei dem Professor Caspar war des Befragens und Beglückwünschens kein Ende.

Die Sehnsucht meiner Mutter, von Baigorry weg und in ihren lieben Beckenhof zu kommen, wurde einstweilen von dem erfreulichen Umstand beschwichtigt, daß sie sich in der Hoffnung befand und ein kleines Wesen erwartete, das ihre Einsamkeit erheitern und ihr den Mangel an Unterhaltung ersetzen konnte. Wie der Zeitpunkt ihrer Niederkunft herannahte, bezog sie auf die dringende Einladung der Gräfin von Amon hin das geräumige Schloß **Echaux**, und es kam dann auch dort am Abend des 22. August 1764 meine Schwester glücklich zur Welt. Schon am folgenden Tage wurde das Kind in der Pfarrkirche von St. Etienne nach katholischem Ritus getauft, wobei es von seinen Pathen in feierlicher Prozession mit Gesang, Kreuz und Fahnen hin- und hergetragen wurde und den Namen Martha Henriette erhielt. Zwei Tage später wurde sie nach französischem Gebrauch einer baskischen Bauernfrau, die als Amme bestellt war, anvertraut und von dieser in ihre Wohnung mitgenommen, die in gesunder Höheluft eine Wegstunde oberhalb der Fonderie auf einem Berge lag und wo das kleine Mädchen wie eine Rose aufblühte. Den folgenden Winter brachte das Kind mit seiner Amme in der Fonderie zu und wurde im Frühling von ihr wieder auf den Berg genommen. Mein Vater ritt alle Wochen ein paar Male hinauf, um nach seiner lieben Henriette zu sehen, von deren Gesundheit und ungewöhnlicher Lebenskraft er meiner guten Mutter die besten Berichte heimbringen konnte. Allein die Amme schien sich auf diese Lebenskraft so fest zu verlassen, daß sie allmälig die ihr eingeschärften Vorsichtsmaßregeln für überflüssig hielt und das kleine Mädchen ganz wie ihre eigenen stämmigen Kinder behandelte. Als mein Vater eines Nachmittags auf den Berg kam, fand er die Wohnung offen, aber keinen Menschen darin, so daß er vermuthete, die ganze Familie arbeite auf den Feldern, wohin die Amme das Kind mitgenommen; wie er sich aber hinter dem Hause umsah, erblickte er eine Ziege, die geduldig dastand und seine kleine, unter dem Thier sitzende Henriette behaglich an

ihrem Euter saugen ließ, welches das frische Kind mit den Händchen gefaßt hatte, als wäre es dessen schon längst gewohnt. Das war meinem Vater doch gar zu baskisch; ohne die Rückkehr der Amme abzuwarten, nahm er sein Kind mit sich auf sein Pferd und brachte es heim nach der Fonderie, wo es weiter keiner Amme mehr bedurfte und so munter und stark wurde, daß es mit 21 Monaten alle Zähne hatte, sich mit den Jagdhunden herumtrieb, sogar auf denselben zu reiten versuchte, deutsch, französisch und baskisch durcheinander schwatzte und durch seine komischen Einfälle alle Leute ergötzte und sich früh schon den Namen die wilde Henriette erwarb, unter dem das erwachsene Mädchen später in Zürich bekannt war.

Dieses Kind zu beobachten und sich mit ihm abzugeben, war meiner Mutter größte und fast einzige Freude, es war aber so beweglich und flüchtig, daß sie ihm mit ihrer Krücke, der sie sich immer bedienen mußte, nicht überall folgen konnte. Ihre Gesundheit war nach dem Wochenbett schwächer geworden, sie hatte häufig Brustbeschwerden, warf sogar einige Mal Blut aus und gebrauchte die Eselinnenmilch bald in der Fonderie, bald bei ihrer Freundin in Echaux.

Die Berichte des Professor Caspar lauteten nicht immer so erfreulich; nachdem es schon beim Abschluß des Kaufes einige Anstände gegeben hatte, wollte nun der Verkäufer das Gut auf den bedungenen Termin (Ostern 1764) nicht räumen und glaubte immer noch eine neue Frist erzwingen zu können.

Jetzt zog Professor Caspar, der über Sommer das Gut, um es leichter bewerben zu können, bis zur Heimkehr meines Vaters bewohnen wollte, mit seiner Familie im Beckenhof ein. Diesen Zeitpunkt hatte der Onkel Direktor mit Ungeduld erwartet, und wenn schon er gedroht, keinen Fuß in das hinter seinem Rücken gekaufte Haus zu setzen, so fand er sich wöchentlich doch zwei bis drei Mal beim Bruder Professor zum Mittagessen ein und versicherte, die mäßige Bewegung aus der Stadt bis in den Beckenhof sei seiner Gesundheit besonders zuträglich. Wenn ihm Fremde empfohlen waren, ermangelte er nicht, auch diese herauszuführen.

Ebenso kamen weniger bekannte Herren und Damen aus der Stadt, die unter dem Vorwande eines freundschaftlichen Besuches mit kleinstädtischer Naseweisheit verlangten, daß ihnen alle Zimmer geöffnet würden, damit sie auch von den gesehenen Merkwürdigkeiten erzählen könnten. Die Schwester Anna Maria hatte sich in ihrem 41. Lebensjahr mit einem wenig bemittelten Kaufmann, Namens Kilchsperger, verheirathet, und dieser fand es nun auch bequem, seine Gesellschaften in den Beckenhof einzuladen, weil es dort lustiger als in der Stadt sei.

Alle diese Zudringlichkeiten waren dem Professor sehr lästig, zumal er bei geringen Einkünften ehrenhalber genöthigt war, viele der ungebetenen Gäste zu bewirthen. Die Ausgaben, die er für den Unterhalt des Gutes meinem Vater zu verrechnen hatte, beliefen sich im Anfang schon weit höher, als in Aussicht gestellt worden. Manches fand sich von Grebel noch nicht vollständig ausgebaut, das vollendet werden mußte. Nach anhaltendem Regenwetter rutschte der Wall unter der Allee in den Engenweg hinaus, wo nun eine Stützmauer aufgeführt werden mußte. Hochobrigkeitliche Zumuthungen, den Engeweg zu erweitern, konnten nicht abgelehnt werden, was wieder viel Geld kostete. Dann gab es eine Rechtsstreitigkeit mit einer zähen Nachbarin, einer Frau Rathsherr Wirth, damals Eigenthümerin des jetzt zum Gut gehörigen, sogenannten Paradiesli's, weil bei dem Regenwetter Wasser aus dem Beckenhof in ihre Reben abfloß, das sie durch einen Graben anderswohin geleitet haben und dessen Breite sie bestimmen wollte.

Solche Berichte aus der Heimat, wenn sie vielleicht auch übertrieben sein mochten, waren nicht geeignet, meinen Vater in eine erfreuliche Zukunft blicken zu lassen; es gab Momente, wo er es bereute, das kostspielige Gut, dessen Bewerbung mit so viel Aufwand und Verdrießlichkeit verbunden war, gekauft zu haben, und hätte er dasselbe gleich wieder veräußern können, so würde er sich lieber anderswo in der Schweiz oder in Frankreich niedergelassen haben. In Baigorry zu bleiben, wäre ihm aber noch weit unangenehmer gewesen, denn der Ertrag des Bergbaues verminderte sich mit jedem Jahre, und sein Neffe und Miteigenthümer

Meuron entfaltete immer mehr einen Charakter von Widerspruch und Leichtsinn, der nicht zu bewegen war, die gemeinschaftliche Haushaltung nach Maßgabe der Umstände etwas einzuschränken und immerfort wenigstens fünfzehn Dienstboten halten wollte, um den äußern Glanz der Anstalt wie zu Herr de la Tour's Zeiten fortbestehen zu lassen. An zahlreichen Gästen, meist von Meuron eingeladen, fehlte es auch nicht. Es fanden sich aber auch solche ein, auf die der Verhältnisse zum Ministerium wegen besonders Rücksicht genommen werden mußte. Bei solchen Anlässen ging es hoch her: wenn es sich aber um Theilung irgend einer eingenommenen Summe handelte, so knickerte Meuron und machte meinem Vater unter mancherlei Vorwand jeden Heller streitig. Ihr gegenseitiges Trachten ging dahin, von einander loszukommen; es dauerte aber noch lang, bis diese Trennung erfolgte.

Der Professor Caspar, dessen Familie noch durch die Geburt eines zweiten Knaben vermehrt worden, zog alle Jahre im Frühling mit den Seinigen in den Beckenhof hinaus und verwaltete das Gut nach bestem Vermögen. Dieses verursachte allmälig auch weniger bedeutende Ausgaben, während die Einnahme sich durch den bessern Ertrag der Weinreben etwas vermehrt hatte, so daß die nach Baigorry abgehenden Berichte tröstlicher lauteten und mein Vater weniger Bedenken trug, dasselbe zu beziehen und immer eifriger bemüht war, sich darauf vorzubereiten; denn der Aufenthalt in der Fonderie wirkte immer nachtheiliger auf die Gesundheit meiner Mutter. Der Südwind, den sie nicht vertragen konnte, herrschte dort gewöhnlich vor; sie bekam wieder Brustbeschwerden, mit Husten verbunden, und warf von Neuem Blut aus. Daß die mit Kupferdämpfen vermischte Luft diese Beschwerden vermehre, ließ sich bestimmt annehmen, da sie sich immer etwas erleichtert fühlte, wenn sie zur Abwechslung einige Wochen in Echaux zubrachte Auch regten sich wieder die Schmerzen in ihrer Hüfte; sie konnte fast nicht mehr gehen und ließ sich von Doktor Lavater, in dessen Kenntniß ihrer Gebrechen sie das unbedingteste Vertrauen setzte, die früher mit gutem Erfolg gebrauchten Heilmittel von Zürich nach Baigorry senden. Diese Umstände

steigerten ihre Sehnsucht, aus den Pyrenäen weg und wieder in die Schweiz zu kommen. Mein Vater, für das Leben der geliebten Gattin besorgt, wünschte nichts Besseres, als ihr dazu behülflich zu sein und sich selbst aus unangenehmen Verhältnissen loszuwickeln, in die er, wie in ein Netz, verstrickt war, und doch durfte er seine Absichten nicht geradezu offenbaren, um nicht bei einem raschen Entschluß von Meuron übervortheilt zu werden.

Nach langwierigen Verhandlungen, welche alle die Auflösung des Gesellschaftsvertrages bezweckten, die aber mehrmals gescheitert waren, gelang es meinem Vater, unter'm 7. Januar 1767 einen Trennungsakt zur Unterzeichnung zu bringen, in Folge welches alles vorhandene Metall gewerthet und getheilt, mein Vater für seinen Antheil an dem Bergwerk und der königlichen Concession mit 21,000 Pfund ausgekauft wurde und ihm das Recht gestattet war, auf Kosten der Anstalt mit den Seinigen noch so lange in der Fonderie zu bleiben, bis ihm die bessere Jahreszeit gestatten würde, mit Bequemlichkeit seine Anstalten zur Reise zu treffen.

Die Summe von 21,000 Pfund schien allerdings in keinem Verhältniß zu den verschiedenen Grundstücken und Gebäulichkeiten zu stehen, deren Ankauf und Aufführung zehnmal mehr gekostet haben mochte; da dieselben aber in dieser einsamen Gegend nur insofern einigen Werth hatten, als der Bergbau mit gutem Erfolg hätte betrieben werden können, was ganz nicht mehr der Fall war, und nach dem Wortlaute der Concession der Krone anheimfallen sollten, wenn der Bergbau ganz eingestellt und aufgegeben worden wäre, so ließ mein Vater am Ende, um nur frei zu werden, sich eine so geringe Entschädigung gefallen.

Als es in der Anstalt bekannt wurde, mein Vater werde dieselbe für immer verlassen, gab es großen Jammer unter sämmtlichen Angestellten, weil sie sich scheuten, nunmehr unter Meuron's alleiniger Botmäßigkeit stehen zu müssen. Högger war entschlossen, ihn zu verlassen und mit dem Jahrgehalt von 1000 Pfund, den Meuron und mein Vater ihm durch testamentliche Verordnung des Herrn de la Tour gemeinschaftlich zu verabreichen hatten, sich irgendwo zur Ruhe zu setzen. Er

hatte bereits sein achtzigstes Jahr zurückgelegt und war also wohl berechtigt zu feiern. Mein Vater schlug ihm vor, ihn nach der Schweiz zu begleiten und den Ueberrest seines Lebens bei ihm im Beckenhof zuzubringen, was der gute, alte Mann mit freudigem Dank annahm. Auch Hettlinger, obschon noch in seinen besten Jahren, wollte nicht länger bleiben und sein Glück lieber anderwärts suchen. Auch ihm versprach mein Vater, ihn mit nach der Schweiz zu nehmen und ihn bei sich zu behalten, bis er eine Anstellung gefunden.

Vergebens suchte die Gräfin Amon meine Mutter, deren Gesellschaft sie ungern vermißte, zu bewegen, wenigstens noch den Sommer bei ihr zuzubringen; die gute Mutter war nicht länger zu halten. Nachdem alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen worden, begaben meine Eltern sich gegen Ende April nach **Echaux**, um dort noch einige Tage bei den treuen Freunden zuzubringen und den letzten Abschied auf immer von ihnen zu nehmen, und den 3. Mai, nachdem auch Högger und Hettlinger sich eingefunden, wurde die lange, beschwerliche Reise angetreten. Mein Vater schrieb seinem Bruder Caspar, er werde mit seiner Gesellschaft ohne Zweifel für eine Truppe wandernder Comödianten gehalten werden, und in der That mag der Zug abentheuerlich genug ausgesehen haben. Es war ein großer Wagen, nebst einer geräumigen Kalesche erforderlich, sämmtliche Reisenden, meinen Vater, meine Mutter, die kleine Henriette, ihre Wärterin Marguerite, Högger und Hettlinger aufzunehmen. Heinrich Erni saß auf dem Bock, ein anderer Bedienter zu Pferd führte an der Hand meines Vaters Lieblingsstute Isabelle, die zu zart gebaut war, um über die ganze Reise geritten zu werden. Ein Affe saß angekettet auf der Himmeldecke des Wagens, auf der Kalesche in seinem Käfig ein Papagei, und ein leichtfüßiges Windspiel suchte sich seinen Platz bald in dem einen, bald in dem andern Fuhrwerk. Zum letzten Mal hatte mein Vater von dem Recht Gebrauch gemacht, sich eigenhändig für sich selbst und seine Begleiter einen Reisepaß auszustellen und denselben mit dem königlichen Wappen zu besiegeln. Er kam damit auch glücklich und unaufgehalten durch ganz Frankreich bis in die Schweiz.

* * *

Meuron führte das Geschäft in Baigorry noch mehrere Jahre, aber unter so ungünstigen Umständen fort, daß auch er darauf bedacht sein mußte, dasselbe aufzugeben. Das Bergwerk schien erschöpft und kostete weit mehr, als es eintrug. Im Jahr 1775 gelang es ihm, die königliche Concession nebst allen Werken und Gebäulichkeiten einer Gesellschaft Engländer zu verkaufen. Er verließ die Pyrenäen für immer und verehlichte sich 1777 mit Lukretia Brun von Neuenburg.

Die Engländer konnten sich nicht lang im Besitz des erschöpften Bergwerkes behaupten und wurden bankerott. Im Revolutionskriege brach ein spanisches Streifkorps über die Grenze in das Thal von Baigorry ein, zündete die Fonderie an und verheerte alle Schöpfungen meines Großvaters in dieser Gegend.

Mein Vater hatte auf seine lange und beschwerliche Reise Thiere mitgenommen, die ihm bald zur Last fielen. Schon in den ersten Tagen klaubte der Affe zum Zeitvertreib alle Nägel des Wagenhimmels einen nach dem andern heraus, so daß jeder Windstoß die Decke hätte forttragen können; diese mußte wieder ausgebessert, der Affe aber, dessen neckische Streiche meinem Vater sonst manchen Spaß gemacht, zurückgelassen werden. Bei jedem Halt suchte das niedliche Windspiel das Weite; es dauerte immer lang, bis es aufgefunden und eingefangen war, daher mußte auch dieses unterwegs verschenkt werden. Affe und Windhund waren noch zu verschmerzen; aber die niedliche Isabelle, noch zu jung und zu zart, um täglich zehn bis zwölf Stunden neben dem Wagen herzutraben, wurde vor Ermüdung krank und mein Vater zu seinem großen Bedauern genöthigt, das schöne Thier unter der Hälfte seines Werthes zu verkaufen. Nur das Reitpferd des Bedienten und der Papagei, den ich noch gesehen zu haben mich deutlich erinnere, hielten aus. Es war schade, daß nicht wenigstens auch der Affe mitgebracht werden konnte; er hätte dem Zürcherpublikum Stoff zur Unterhaltung geliefert und dessen Neugier zum Theil auf sich und von meinen Eltern abgelenkt.

Der Professor Caspar, nachdem ihm über Winter in der Stadt noch ein dritter Knabe geboren worden, war, wie gewohnt, im Frühling mit seiner ganzen Familie in den Beckenhof gezogen, um das Gut noch bis zu meines Vaters Ankunft zu verwalten und zu seinem Empfang Alles vorzubereiten. Da erkrankte sein ältester, bald vierjähriger Knabe Hans Jakob und starb den 24. Mai. Es war dieses die erste Leiche, die aus dem neuen Haupthause zum Beckenhof zu Grabe getragen wurde.

Es fügte sich gut, daß die Eltern des Knaben sich von diesem schmerzlichen Verlust noch erholen konnten, bis die meinigen eintrafen, die nur langsam vorwärts rückten. Die ermüdende Reise über Bayonne, Toulouse, Montpellier, Nimes, Lyon und Genf wollte fast kein Ende nehmen, bis die Gesellschaft endlich, nach einem Aufenthalt von einigen Tagen bei Frau de la Tour in Genf und in Bern, wo mein Vater sich in dem Funke'schen Magazine mit den zur Ausstattung des Beckenhofes noch erforderlichen Mobilien versehen hatte, nach 38 Tagen in der Mittagsstunde des 10. Juni in der Heimat anlangte. Diese Reise, die letzte von solcher Dauer und auf welcher Högger und Hettlinger frei gehalten wurden, hatte über 4000 Pfund gekostet.

Hettlinger, dem mein Vater keine Beschäftigung anweisen konnte, blieb nur kurze Zeit bei ihm und begab sich bald wieder nach Frankreich zurück, wo er heimischer war, als in der Schweiz. Der gute, 80-jährige Högger fühlte sich glücklich, seine letzten Lebenstage sorglos bei meinen Eltern zuzubringen, die ihn aus Dankbarkeit für die vielen uneigennützigen Dienste, die er dem Herrn de la Tour und dessen Anstalt dreißig Jahre lang geleistet, wie einen Vater ehrten und behandelten. Er bewohnte die beiden Zimmer im östlichen Erdgeschoß des Hauses, wo ihm dasjenige besonders zusagte, dessen Wände durch den damals so beliebten, unter dem Namen Stöffi von Rieden bekannten Maler Christoph Kuhn mit Ansichten von Versailles und Gruppen von Ludwig XV. Hof verziert sind, Gegenstände, die den Greis an seine Jugend, die er in Paris und dessen Umgebung verlebt hatte, erinnerten. Hier ruhte er von seinem verhängnißvollen Leben aus und schrieb seine originelle Biographie voll naiver Züge.

Er hatte auch allmälig eine ernstere Geistesrichtung genommen, die Bibel wurde sein Lieblingsbuch, und zu seiner Erbauung und Unterhaltung schrieb er eine Menge religiöser Betrachtungen und Gebete, welche, wenn sie auch keine neuen Gedanken enthalten, doch alle von einem gottergebenen Sinn zeugen.

Auf sein Bergbüchlein, ein bogenreiches Manuskript in Folio, worin er die verschiedenen Operationen des Bergbaues, Metallschmelzen u. s. w., wie solches in Baigorry getrieben wurde, beschrieb, verwandte er viel Zeit und' fügte demselben Zeichnungen von Oefen und anderen Vorrichtungen, wie sie damals üblich waren, bei. Daneben beschäftigte er sich auch mit Geographie und schaffte sich mancherlei Karten und in dieses Fach einschlagende Bücher an.

Mit meiner Schwester Henriette gab er sich so viel ab, als es ihm möglich war, dieses wilden, flüchtigen Mädchens habhaft zu werden, das lieber im Freien herumlief, als irgend Etwas trieb, das Sitzen und Anstrengung erforderte. Dennoch gelang es dem geduldigen Greisen, ihr allmälig vermittelst einer von ihm auf ihre Fähigkeiten berechneten Methode die Anfangsgründe der Arithmetik beizubringen. Diese Methode beschrieb er in seinem altmodischen, mit Provinzialismen vermischten Deutsch, das ihm weniger als die französische Sprache geläufig war, als Beilage zu einem Exerzitienbuche, das Henriette in's Reine bringen mußte, um ihre Eltern damit zu überraschen. Diese Beilage enthält zugleich eine possirliche Schilderung der vielen Kapricen des kleinen Wildfangs, von dem es heißt: wer dies Töchterlein persönlich kennt, der kann fast nicht begreifen, daß ein solcher Gispel in acht Monaten Zeit das Rechnen in so weit gelernt hat.

Dieses Töchterlein machte aber auch der Mutter viel zu schaffen, die immer besorgte, es möchte beim Herumstürmen durch die Gärten in einen Springbrunnen fallen oder sich sonst irgendwo verletzen. Wenn es aber zur Seltenheit etwas zahm wurde, so ergötzte es die Eltern durch seine schnackischen Einfälle.

Meine Mutter fühlte sich glücklich auf dem Lande in reizender Umgebung, nach ihrem Sinne leben zu können. Sie übernahm vorzugsweise die Beaufsichtigung der Gärten, in welchen sie nicht bloß Gemüse aller Art und schöne Blumen, sondern auch mancherlei offizinelle Pflanzen zog, die sie für ihre pharmazeutische Liebhaberei mit besonderer Sorgfalt pflegte, um daraus verschiedene unschuldige Hausmittel zu bereiten, die sie in der Nachbarschaft freigebig austheilte. Bei solchen harmlosen Beschäftigungen erholte sich ihre Gesundheit allmälig wieder, aber doch nur bis auf einen gewissen Grad, indem ihre Brust immer schwach blieb und einer großen Schonung bedurfte.

An Geschäften fehlte es meinem Vater auch nicht. Nach seiner Ankunft dauerte es einige Zeit, bis seine häusliche Einrichtung nach seinem Sinn geregelt war und er sich mit allen Bestandtheilen seines Gutes und dessen Verwaltung bekannt machen konnte. Auch hatte er noch das von Baigorry mitgebrachte Ergebniß der dortigen Liquidation neu anzulegen und überhaupt seine ganze Oekonomie in Ordnung zu bringen. Das müßige Geschwätz, dessen Gegenstand er seit einigen Jahren gewesen, hörte nach und nach auf; er gab auch durch keinerlei Aufwand neue Veranlassung dazu und hielt bloß ein Paar Wagenpferde, die meine Mutter nicht entbehren konnte, um sich die nöthige Bewegung zu geben. Zu Fuß bis in die Stadt zu gehen, hätte sie nicht vermocht.

Das Vermögen, das sie nach vollendeter Liquidation von ihrem Vater ererbt hatte, war, zumal für jene Zeit, nicht unbedeutend; es gab aber schon damals viele Leute in Zürich, besonders in der Handelsklasse, die ein fünf- und sechsmal größeres besaßen, ohne daß darüber so viel geklatscht und glossirt wurde. Wahrscheinlich kam die erste Veranlassung zur Verbreitung der übertriebenen Gerüchte von außergewöhnlichem Reichthum aus der eigenen Familie her, die, an beschränkte Umstände gewöhnt, das einem Mitglied derselben zugefallene Glück überschätzte, dasselbe nicht hoch genug preisen konnte, vielleicht damit auch mitunter prahlte. Immerhin galt mein Vater für reicher, als er war, was ihm und in der Folge auch mir selbst geschadet hat.

Jenes müßige Geschwätz aber, dessen Gegenstand mein Vater so lange gewesen war und das ihm stets brühwarm mitgetheilt wurde, flößte ihm allmälig eine an Vorurtheil grenzende Abneigung gegen die Spießburgerei seiner Vaterstadt ein, deren Sitten und Gebräuche ihm ohnehin nie zugesagt und in deren engherzigen Formen er sich nach so vielen im Ausland und unter freien Verhältnissen zugebrachten Jahren nicht mehr fügen konnte. Er vermied daher allen Umgang außer seiner Familie und mit frühern Bekannten weit mehr, als er denselben suchte und galt deßwegen bald für einen Sonderling.

Mit dem Professor Caspar und seiner gutmüthigen Frau hatten meine Eltern den meisten Verkehr. Zwar geriethen die Männer, da beide von Natur etwas hitzig und jähzornig waren, zuweilen an einander, schmollten ein paar Tage, versöhnten sich dann aber bald wieder, und gewöhnlich war es mein Vater, der dem empfindlichen Bruder, dem er so viel Gefälligkeiten zu verdanken hatte, auf halbem Weg entgegenkam.

Im Juni 1773 erhielt Caspar durch Resignation seines Oheims Lavater, der sich zur Ruhe setzte, zu gleicher Zeit ein Canonikat und die Verwaltung des Stiftsvermögens am Karolinum. Zu welchem Original der Onkel Verwalter sich allmälig heranbildete, ist früher beschrieben worden.

II.

Geschrieben den 28. August 1842.

Als ich gegen Ende des vorigen Jahres endlich Hand an's Werk legte, das längst gefaßte, aber immer aufgeschobene Vorhaben, Erinnerungen aus meinem Leben zu schreiben, gedachte ich, als Einleitung dazu mit einer bloß flüchtigen Uebersicht der Verhältnisse und Schicksale meiner nächsten Vorfahren zu beginnen; allein wie ich mich in den vielen vor-

handenen Briefsammlungen, Memorialen und andern Schriften nach Notizen dafür umsah, fand ich deren so viele, die mir anziehend erschienen, daß ich mich verleiten ließ, diese Einleitung auf einen breiteren Fuß anzulegen, als ich Anfangs Willens gewesen, und mit der alten Leuten eigenthümlichen Geschwätzigkeit eine Familiengeschichte zu liefern, worin die besondere Geschichte meines Großvaters Bungier de la Tour eine Hauptstelle einnimmt.

Unterdeß nahmen meine Gebrechen und Altersbeschwerden dermaßen überhand, daß ich öfters wochenlang keine Zeile zu schreiben vermochte, und es den Anschein hatte, als würde ich aus dieser Welt scheiden, bevor ich mit meiner Arbeit nur die Epoche meines Eintritts in dieselbe erreicht hätte.

Und doch bin ich noch da und setze meine Arbeit fort, die indessen nur ein Fragment bleiben wird, wie übrigens jedes Menschenleben immer ein Fragment ist, und wenn ich nicht mehr dazu gelange, eine vollständige Uebersicht meiner Lebensverhältnisse, Geistesrichtung und Entwicklung, noch weniger neben der eigenen noch eine Charakterschilderung meiner Freunde und der vielen ausgezeichneten Menschen, mit welchen mein guter Stern mich in Berührung brachte und deren Umgang verschiedenartig auf mich wirkte, zu Stande zu bringen, so hoffe ich doch noch wenigstens die Geschichte meiner Knaben- und Jünglingsjahre zu vollenden, welche die allmälige Gestaltung der Licht- und Schattenseiten meiner später entwickelten Individualität, wenn nicht psychologisch erklären, doch oberflächlich andeuten kann.

* * *

Den 29. November 1770 erblickte ich zuerst das Kerzenlicht, noch vor dem Lichte der Welt, indem ich Morgens um 2 Uhr und in der grauen Stube, neben welcher ich Dieses schreibe, geboren wurde. Mein Eintritt in das Leben in so früher Morgenstunde schien darauf hinzudeuten, daß ich stets vor Tagesanbruch munter und rüstig meine Aufgabe beginnen und erfüllen würde: allein das Prognostikon täuschte, denn von

jeher war ich ein Langschläfer, für den die Morgenstunde kein Gold im Munde führte.

Ich war ein schwaches Würmlein, das viel Pflege und Schonung bedurfte, und dessen Leben wahrscheinlich dasjenige meiner guten Mutter verkürzte; denn wenn die Brustbeschwerden, an welchen sie vor Jahren schon gelitten, von Zeit zu Zeit auch gemildert werden konnten, so stellten dieselben nach meiner Geburt sich bald wieder ein und nahmen, wenn auch langsam, doch allmälig immer mehr überhand, so daß sie seit jener Zeit nie mehr völlig zu Kräften kam.

Eine rüstige Amme von Windisch im Aargau wurde für mich angestellt, konnte aber nicht so lange behalten werden, als es mir vielleicht nützlich gewesen wäre. Nach Entlassung der Amme wurde ich mit gewöhnlichem Kinderbrei aufgefüttert, da Hufelandisches Stärkemehl, **Arrowroot** und **Racahout des Arabes** damals noch nicht bekannt waren. —

Sechsundvierzig Jahre später erhielt ich einen komisch lautenden Bettelbrief von dem Manne der Amme, der mit dieser und nach ihrem Tod im Wochenbett mit einer zweiten Frau sechsundzwanzig Kinder erzeugt hatte und im Hungerjahr 1817 in die bitterste Armuth gerathen war. Er unterzeichnete sich Capitän Rauber und rühmte sich seiner Verdienste um die Stadt Zürich, zu deren Hülfe er als Anführer einer Bernercompagnie Freiwilliger herbeigeeilt sei, als sie im September 1802 durch den helvetischen General Andermatt bedrängt und bombardirt wurde.

Die natürlichen Pocken bekam ich zugleich mit meiner Schwester Henriette, und wir überstanden Beide die Krankheit ohne die mindeste nachtheilige Folge. Es war um die Zeit, wo in Zürich die ersten Impfversuche gemacht wurden, einer Neuerung, gegen die das allgemeine Vorurtheil sich lange sträubte. Vielleicht war sie deßwegen an uns Kindern nicht versucht worden.

Im vierten Jahre begann allmälig mein Bewußtsein zu erwachen, und einzelne Erscheinungen prägten sich meinem Gedächtnisse ein.

Ich erinnere mich z. B., daß meine Mutter sich nach dem Mittagessen in der vordern Stube auf einen Stuhl an das Fenster gegen den

Hof zu setzen pflegte, den Inhalt ihrer Taschen, Messerchen, Scheere, Nadelbüchschen u. dgl. auf ihrem Schooß auspackte, und ich dann mich vor sie hinstellte und mit diesen Gegenständen spielte. Ein kleines, silbernes Balsambüchschen von der Form und Größe eines Vogelei's, das aufgeschraubt werden konnte und ein mit Lavendelgeist angefeuchtetes Schwämmchen enthielt, zog mich am meisten an. Es war äußerlich guillochirt und, sonderbar genug, kann ich mir jetzt noch diesen unbedeutenden Gegenstand ganz deutlich vorstellen, während das Bild der mich zärtlich liebenden Mutter sich in meiner Phantasie spurlos verflüchtigt hat, und wenn ich sie mir immer als außerordentlich reinlich und schneeweiß gekleidet, mit zierlich steif nach damaliger Mode frisirtem Toupé denke, so rührt diese verschwimmende Vorstellung doch wohl nur von der guten Marguerite her, die mir öfters von ihr und ihrem gewöhnlichen, sorgfältigen Anzug erzählte. Von ihren freundlichen Gesichtszügen hat sich mir auch nicht die mindeste Andeutung erhalten, und vier Bildnisse, die ich noch von ihr habe, sind jedes von dem andern so verschieden, daß sie gar nicht die nämliche Person vorstellen zu müssen scheinen. Am ähnlichsten mag dasjenige sein, das Werdmüller in Pastell malte, als sie im Sarge lag.

Von Högger ist mir dagegen eine etwas deutlichere Erinnerung geblieben. Der gute, alte Mann kam zuweilen zu uns Kindern hinauf, ehe wir zu Bette gebracht wurden, und unterhielt sich freundlich mit uns. Er trug einen dunkelgrün geblümten, von einem Gürtel zusammengehaltenen Schlafrock, auf dem Kopf eine Lockenperücke, die hinten in einen Spitz auf dem Rücken endete und darüber eine Kappe von schwarzem Sammet mit einem vorn die Stirn überschattenden Schirm, wie die englischen Jokeys dergleichen tragen. Ich hatte damals ein Spielzeug, ein hölzernes, unausgehöhltes Faß, etwas größer als eine Faust, aus dessen Mitte ein Füllrohr hervorragte, so daß es auch aussah wie ein Schlägel mit kurzer Handhabe. Dieses Spielzeug, mit rothen, halb verblichenen Streifen bemalt, kann ich mir noch so deutlich vorstellen, als läge es vor mir, und es war mir merkwürdig, daß der alte Mann, wenn es etwa

auf einem Strohstuhl der Kinderstube lag, sich darauf hinsetzte, ohne den harten Körper zu verspüren, der jeden Andern gedrückt hätte. Warum kann ich mir dieses Fäßlein noch vorstellen und die geliebte Mutter nicht? Warum prägen sich dem erwachenden Bewußtsein solche ganz unbedeutende Gegenstände bleibend ein, während andere Eindrücke, bei welchen doch das Herz betheiligt war, gar nicht haften?

Zu meinen Erinnerungen aus jener frühesten Zeit gehört auch ein Graf Schulenburg, der eine Gräfin Esterhazi aus Wien entführt und sich mit ihr nach der Schweiz geflüchtet hatte. Ich weiß nicht, wie diese Leute mit meinen Eltern bekannt wurden; aber ich sehe noch die Gräfin, ein zartes, blasses Frauenzimmer, neben meiner Mutter auf dem Sopha des Besuchszimmers sitzen, und auch bei dieser traumähnlichen Vorstellung tritt das Bild der Gräfin weniger undeutlich, als das meiner Mutter, hervor. Neben meinem Vater in der Mitte des Zimmers stand der Graf, ein großer, kräftiger, breitschultriger Mann, der mich hinten am Gürtel meiner Matelottenhosen mit einer Hand faßte und hoch emporhob. Ein fremder Graf, — eine Entführung, — das hörte ich wahrscheinlich viel besprechen, was vielleicht meine noch geringe Fassungsgabe so schärfte, daß ich mir diese Personen etwas genauer ansah. Anders weiß ich mir nicht zu erklären, warum mir die Erinnerung an dieselben geblieben ist.

Von Spazierfahrten weiß ich auch noch Etwas. Vater und Mutter saßen in ihrer schwerfälligen und doch engen Kutsche, ein plumpes Coupé, mit karmoisinfarbener Moquette ausgeschlagen, Henriette und ich rückwärts auf einem schmalen Estrapontin zusammengedrängt. Der Kutscher, ein schon ältlicher, blasser, komisch aussehender Mann mit großer, gebogener Nase, der ganz schwarze, krause Haare hatte, die ihm hinten dick, wie eine Perrücke, unter dem dreikantigen Hut hervorstanden, und den man deßwegen im Haus „Krüseli“ hieß, saß breit auf hohem Bock und leitete die schwarzen, groben Pferde. Die Fahrt ging meist im Schritt oder höchstens im kurzem Hundstrab an Seebach vorbei bis an die Glattbrücke. Hier wurde umgewendet und Halt gemacht. Dann holte meine Mutter aus einem Strickbeutel ein Paar Aepfel hervor, schälte, zerschnitt

und theilte sie mit etwas Brod uns Kindern zu. Waren die Aepfel verspeist, so wurde die Rückfahrt eben so langsam und schwerfällig zurückgelegt. Mit dieser Erinnerung verbindet sich immer ein Nachgefühl von Langeweile und wie ein Nachgeruch von Juchtenleder, wovon irgend Etwas in dem Rumpelkasten angebracht gewesen sein mag. Die Organe des Geruches und Gedächtnisses scheinen in naher Verbindung mit einander zu stehen.

Im März 1775, vier Monate, nachdem ich mein viertes Jahr zurückgelegt, wurde im Haus etwas Außergewöhnliches vorgenommen, das meine kindische Neugierde in Anspruch nahm. Mein Vater hatte im Jahr 1761 durch einen Maler, Namens Rauschenbach, von dem ich sonst nie etwas gehört oder gesehen, das Portrait meiner Mutter und sein eigenes Pastell malen lassen. Keines von beiden kann ähnlich, am wenigsten charakteristisch aufgefaßt gewesen sein. Wahrscheinlich genügte ihm auch dasjenige meiner Mutter nicht mehr, und bei ihrer zunehmenden Kränklichkeit, von der zu besorgen war, daß sie bald eine schmerzliche Trennung zur Folge haben könnte, mochte er wohl wünschen, ein ähnlicheres Bildniß der geliebten Gattin zu besitzen. Er ließ sie daher durch Joh. Casp. Lavater's Schwager, dem bekannten G. F. Schmoll, der so viel Portraits in der Physiognomik geliefert hat, in Miniatur malen. Meine Mutter saß dazu an dem nämlichen Fenster gegen den Hof, wo ich auf ihrem Schooß zu spielen pflegte, und wo das Licht von Nordosten her für diese Arbeit günstig war. Nun kann ich mich noch ganz deutlich erinnern, wie ich auf der rechten Seite dem Maler zusah: aber nicht meine Mutter, wie sie dasaß, und auch nicht Schmoll, wie dieser, über ein kleines Pult gebückt, das auf dem Tische stand, stillschweigend malte und zuweilen nach meiner Mutter aufblickte, waren die Gegenstände, die sich meinem Gedächtnisse bleibend einprägten, denn meine große Aufmerksamkeit war auf eine elfenbeinerne Palette voller Farben, von welchen der Maler von Zeit zu Zeit mit dem Pinsel auffaßte, besonders aber auf eine Lage Kremnitzerweiß gerichtet, das mir höchst merkwürdig vorkam, weil es zufällig die Form einer Baßgeige zu haben schien.

Wie sonderbar entwickelt sich das Auffassungsvermögen der Kinder, indem es öfters zuerst durch die unbedeutendsten Dinge geweckt wird, ohne daß sich erfahren läßt, warum solche gleichgültige und nicht eher Gegenstände, die mit ihrem doch früh vorhandenen Liebesinstinkt in Verbindung stehen, sich ihrem Gedächtniß einprägen können; denn meine Mutter sehe ich nicht mehr deutlich vor mir, wohl aber das baßgeigenförmige Weiß auf Schmoll's Palette.

Als die Malerei einmal im Gang war, wünschte meine Mutter auch das Portrait meines Vaters, sowie die von uns Kindern zu haben. Wie diese gemalt wurden, weiß ich nicht mehr, hingegen noch genau, wie ich mit meiner Wärterin oben an der Allee vor dem Auslauf des Springbrunnens stand, als Jemand mich zu holen kam, da ich nun dem Maler auch sitzen sollte. Ich sträubte mich wie eine wilde Katze und mußte mit Gewalt in's Haus hinaufgetragen werden. Ob ich mich dann ergab und stille hielt, ist mir nicht mehr bekannt. Die Portraits waren reinlich, aber in Schmoll's bekannter, punktirter Manier ausgeführt. Mein Vater war mit dem der geliebten Gattin nicht zufrieden, vielleicht weil es die unverkennbaren Spuren der Kränklichkeit trägt. Es wurde in Genf in eine goldene Dose, das meines Vaters, das im kleinsten Format gemalt war, in ein Herz, und dasjenige der Kinder in Armbänder, zum Schmucke meiner Mutter, gefaßt. Diesen Schmuck hat sie aber nie getragen, die Dose hingegen gebrauchte mein Vater, der ein gewaltiger Schnupfer war, in der Folge häufig, und ich bewahre sie noch als ein heiliges Andenken. Die andern drei Portraits hatten ein sonderbares Schicksal. Meine Schwester bekam sie als Erbtheil von der Mutter. Das meines Vaters mit dem zimmetfarbenen Kleide in goldenem Herz war so klein, daß es nicht möglich gewesen wäre, dem Gesicht einen entschieden charakteristischen Ausdruck zu geben. Dasjenige meiner Schwester, die ein blaß rosenfarbenes Kleid und ein gepudertes Toupé trug, sah einfältig und gar nicht lebhaft aus, wie sie damals schon war, und das meinige war ein duldsamer Schafskopf mit auch schon gepuderter Frisur und einem himmelblauen, am Halse offenen und mit einer Krause gesäumten

Kleidchen. Als Schwager und Schwester im Wegmann'schen Hause an der Thorgasse wohnten, alle ihre Kostbarkeiten während der Schlacht bei Zürich im Jahr 1799 in ein an die Stadtmauer angebautes Magazin geflüchtet und bald nachher die französischen Feuerwerker außer der Mauer ein an jenes Magazin stoßendes Laboratorium errichtet hatten, witterten diese Spürhunde einen verborgenen Schatz, brachen ein Loch durch die Mauer, und als später das versteckte Gut geholt werden sollte, waren Silbergeschirr, goldene Denkmünzen, Schmuck und mit diesem auch die Familienportraits gestohlen und für immer verschwunden!

Solche unbedeutende Erinnerungen, wie die an jene Zeit, wo diese Portraits gemalt wurden, so wortreich aufgezählt, mögen beinahe lächerlich scheinen, für mich aber haben sie einen besondern Reiz, weil sie den Greis in die Zeit seiner frühesten Kindheit zurücksetzen, und ich habe die Mühe nicht gescheut, die Daten einzelner Eindrücke aufzusuchen, die ich auch meist in den noch vorhandenen Rechnungsbüchern meines ordnungsliebenden Vaters fand, der jede seiner Ausgaben pünktlich aufzuschreiben pflegte. Ohne diese Bücher hätte ich z. B. nicht wissen können, daß jene Miniaturen im März 1775 gemalt wurden, und ebenso geben sie mir die Jahre und Monate an, in welchen ich nach und nach durch einzelne wenige Lehrer, deren Honorar eingeschrieben wurde, den geringen Unterricht erhielt, von dessen Dürftigkeit jetzt bald Erwähnung geschehen wird.

Dieses pragmatische Verfahren in Beschreibung von Kleinigkeiten gehört mit zur Schilderung meiner angebornen conservativen Eigenthümlichkeit.

Den 31. März 1775 starb der gute, alte Sebastian Högger, bald nachdem er sein achtundachtzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Ohne eigentlich krank zu sein, war er seit dem neuen Jahr immer schwächer geworden und sah ruhig seinem Ende entgegen.

Mein Vater pflegte ihm seine Pension immer mit Anfang des Jahres vorauszubezahlen, damit er das für seine Liebhabereien nöthige Geld stets bei der Hand habe. Diesmal aber wollte der ehrliche Mensch Nichts mehr annehmen und schrieb den 21. Januar meinem Vater folgendes

Billet, das ein letzter Beweis seiner Anspruchslosigkeit war: „Ich bitte den Herrn, so viel ich bitten kann, der Herr wolle so gut sein und mir diesmal kein Geld geben. Der Herr ist mir ja Nichts schuldig, und der Herr hat meine Quittung bis auf den 31. Jenner 1775. Ich denke an mein Ende, und ob ich gleich nicht bettlägerig, noch recht krank bin, so spüre ich doch, daß ich täglich abnehme. Ich möchte auf meinem Todbette nicht vorgegessen Brot hinterlassen. Ich bitte den Herrn inständig, er wolle mir diesen Dienst erzeigen, mein Gemüth in Ruhe zu stellen. Lieber Gott, wie werd' ich das Uebrige Alles, was ich dem Herrn schuldig bin, vergelten können? Ich überlasse es dem Segen Gottes."

Schon bald nach seiner Ankunft in Zürich hatte Högger sein Testament gemacht, dasselbe öfters und zum letzten Mal auch noch wenige Monate vor seinem Tode bestätigt, als besorge er, dasselbe möchte irgendwoher angefochten werden, obgleich er keine nahen Verwandten mehr hatte. Durch dieses Testament setzte er meinen Vater und meine Schwester zu Erben seiner geringen Verlassenschaft ein und hatte Legate für die Armen, für den Pfarrer Straßer an der Spannweid, sowie für die Dienstboten im Hause angeordnet, unter welche auch seine Wäsche und Kleidungsstücke vertheilt wurden. Der alte Bediente Heinrich Erni trug noch viele Jahre die schwarze Sammetkappe Högger's. Ich habe auch allerlei Bücher aus seinem Nachlaß, wie z. B. Scheuchzer's **Physica sacra** und die alte Nachtuhr, die über ein Jahrhundert gedient hat und noch jetzt die Zeit richtig anzeigt.

Wenn in einem Hause Jemand stirbt, so gibt es eine ungewöhnliche Bewegung, ein lebhaftes Hin- und Herlaufen; es ist ein Ereigniß, das laut besprochen wird, und wenn die Leiche fortgetragen worden, wird das Krankenzimmer gelüftet und gescheuert und manche Veränderungen vorgenommen, was Kindern unmöglich verborgen bleiben kann, was sie Alles mit ansehen müssen, und was ich ganz ohne Zweifel auch gesehen habe, und dennoch ist mir nicht der mindeste Eindruck von diesem Ereigniß zurückgeblieben. Des hammerförmigen Fäßchens, auf das Högger gesessen, ohne davon gedrückt zu werden, erinnere ich mich noch deutlich, aber

durchaus nicht an irgend Etwas, das mit seinem Tode in Verbindung gebracht werden könnte. So unachtsam, gefühllos ist der Mensch noch im Anfang seiner Entwicklung, als erwachte sein Bewußtsein nur in einzelnen Momenten und verlöre sich dann wieder in stumpfer Vegetation.

Eben so wenig erinnere ich mich an irgend einen im Laufe des darauf folgenden Sommers erhaltenen Eindruck, und dennoch war derselbe für mich, für meinen Vater und meine Schwester im höchsten Grad verhängnißvoll; denn die Krankheit meiner Mutter nahm immer mehr überhand und artete in entschiedene Hektik aus. Nachdem die rationellen Heilmittel erfolglos geblieben, nahm mein Vater seine Zuflucht zur Empirie und reiste mit ihr nach Langnau im Kanton Bern, um dort den berühmten Wasserdoktor Michel Schüppach zu berathen, mit dem dann einige Zeit korrespondirt wurde, dessen hergesandte Arzneien aber auch nicht halfen. Dieser Zeitraum ging spurlos an mir vorüber, und erst im November erhielt ich einen Eindruck, der sich meinem Gedächtnisse tief einprägte. Es war am frühen Morgen des 27., als meine Schwester und ich vor Tag geweckt und aus dem Bett in die graue Stube gebracht wurden. Meine Mutter hatte eine schlimme Nacht gehabt und war aus ihrem Bett in das an einer andern Wand stehende ihrer treuen Wärterin Marguerite getragen worden. Sie fühlte ihr Ende herannahen und wollte ihre Kinder noch einmal sehen und segnen. Bei schwachem Kerzenlichte konnte ich Nichts deutlich unterscheiden, nur glaube ich, das blasse Antlitz der Sterbenden, deren Haupt gegen den Ofen lag, und eine nach mir ausgestreckte, weiße Hand erblickt zu haben. Ob dabei gesprochen wurde und was, weiß ich nicht mehr: Dieser Moment prägte sich mir bloß als ein ängstlich drückender ein, wie Nachhall von dumpfem Schluchzen und verhaltenem Weinen . . .

Gegen Abend löschte das Lebenslicht der geliebten Mutter aus, und zwei Tage später legte ich mein fünftes Jahr zurück. Auch von Allem, was nach diesem unglücklichen Tage im Hause vorging, weiß ich Nichts mehr.

Gleich wie Högger, wurden auch die entseelten Ueberreste meiner Mutter in die Verwalterei, wo der Oheim Caspar seit zwei Jahren wohnte, getragen, und von dort aus das Leichenbegängniß gefeiert. Beide wurden auf dem Kirchhof beim großen Münster begraben, meine Mutter dicht an der Mauer des Betsaales, wo der französische Gottesdienst gehalten wurde.

Etwa zwanzig Jahre später, als der Großmünstergemeinde zwei neue Plätze außer den Thoren der alten Stadt angewiesen worden, wurde jener Kirchhof vor dem Haupteingang des Gotteshauses verebnet, gepflastert und mit Bäumen besetzt, dabei aber auf eine schmähliche Weise die vorher ausgegrabenen Särge und Gebeine durcheinander geworfen und dann wieder in die Erde zusammengedrängt. Es erregte in der Bürgerschaft großen Unwillen, daß ohne Nothwendigkeit die Ruhe der Todten gestört und ihre Gräber aufgewühlt wurden. Auch mein Vater beklagte sich bitterlich über diese Entweihung der Ueberreste seiner geliebten Gattin.

Der frühe Tod meiner Mutter war ein großes Unglück für meinen Vater und für uns Kinder. Hätte sie länger gelebt, wie Manches würde sich anders gestaltet haben! Sie war seine beständige Gesellschafterin in der selbstgewählten Einsamkeit, sie erhielt ihn bei guter Laune, und wenn sein lebhaftes Temperament gereizt wurde, wußte sie mit freundlichen Worten seine oft heftigen Aufwallungen zu besänftigen. Jetzt war er allein und Jahre lang in tiefen Gram über ihren Verlust versunken. Wenn früher schon aus geselligen Verhältnissen zurückgezogen, so lebte er jetzt in gänzlicher Abgeschiedenheit und sah Niemand, als von Zeit zu Zeit seine Verwandten. Die Erziehung seiner Kinder hätte ihn beschäftigen und zerstreuen können, allein wenn er auch den besten Willen dazu hatte, so war dies doch nun einmal nicht sein Fach; er liebte uns, wußte sich aber wenig mit uns zu beschäftigen, und seine verdüsterte Stimmung war in den ersten Jahren viel zu ernst, um mit uns spielen zu können. Marguerite Perüsset, die treue, aber beschränkte Seele, führte die Haushaltung fort, wie diese von meiner Mutter war eingerichtet worden, und ihr war auch die Sorge über uns Kinder überlassen. Meiner wilden Schwester,

über deren Ausgelassenheit mein Vater sich immer ärgerte, ohne sie bändigen zu können, war Marguerite gar nicht gewachsen. Wenn sie dem flatterhaften Mädchen Vorstellungen machen wollte, nahm dieses den Reißaus, lief halbe Tage im Gut oder bei den Nachbarn herum und kehrte gewöhnlich mit beschmutzten und zerrissenen Kleidern zurück. Einmal war Henriette sogar bei Landolt's gegenüber in den Jauchetrog gefallen, wo sie dem Ertrinken nahe war; wurde triefend heimgebracht und mußte in eine große Butte voll Wasser gesetzt und darin wieder gereinigt werden. Sechs Jahre älter als ich, war sie mir an Geist und Körperkräften weit überlegen, und wenn ich ihr nicht zu Willen lebte, trieb sie mich mit leichten, schnell aufeinander folgenden Backenstreichen vor sich her bis in eine Ecke, wo sie mich dann vollends zu Paaren trieb, wenige Augenblicke später aber über ihre Heftigkeit in Thränen ausbrach, mich küßte, mich um Verzeihung bat und mir Alles schenkte, womit sie glaubte, mich über die erlittenen Mißhandlungen trösten und mich wieder versöhnen zu können; denn sie liebte mich zärtlich und hat es mir schon damals häufig bewiesen, wenn ihre Launen sie nicht beherrschten.

Da ich im Gegensatz zu meiner quecksilbernen Schwester ein zahmes und passives Büblein war, so wurde ich nur zu sehr verzogen und verhätschelt. Immer warm zugedeckt, durfte ich im Bett so lang liegen und faullenzen als mir beliebte, ich wurde vor jedem kühlen Lüftchen verwahrt und eine bloß für mich gehaltene Magd mußte mich überall hin begleiten und für mich sorgen bis in mein achtes Jahr. Marguerite steckte mir alles zu, nach was ich gelüstete, sie war stets bereit, ihr gerade nicht appetitliches Zulegemesserchen aus der Tasche zu ziehen, um ein Butterbrot für mich zu streichen oder mir ein Stückchen Käse am Feuer zu braten. Zur Seltenheit hatte ich aber doch auch Anwandlungen von Eigensinn und heftigen Widerstands, wenn ich etwas thun sollte, was mir nicht gelegen kam, wobei ich dann in ein Zetergeschrei ausbrach, mit den Füßen trippelte und stampfte und mit den Zähnen convulsivisch knirschte. Als ich das einmal gar zu arg trieb, glaubte die gute Marguerite doch ein Exempel statuiren zu müssen und holte die sonst noch nie gebrauchte

Ruthe; wie sie mir aber die Hosen herunterziehen wollte, vertheidigte ich mich so rasend, daß sie ihr Vorhaben aufgeben mußte. Nun eilte sie in die Küche, brachte einen großen Schöpflöffel voll kaltes Wasser und goß mir dieses über den Kopf. Das wirkte! Mäuschenstille schlich ich mich davon und knirschte seit dieser wohlthätigen Abkühlung nie mehr mit den Zähnen, noch trippelte und stampfte ich mit den Füßen. Schon zu meiner Mutter Lebzeiten war für Henriette eine Lehrerin angestellt worden, die ihr im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilte und die schon bei Högger angefangenen Uebungen im Rechnen mit ihr fortsetzte. Dieser Lehrerin wurde ich nun auch überantwortet. Sie war eine Schulbase aus der alten Welt und von einem Präceptor, mit dem sie nicht gut hatte fortkommen können, geschieden. Täglich watschelte sie auf ihren breiten Entenfüßen des Vormittags einige Stunden in den Beckenhof hinaus, am Samstag aber blieb sie zum Mittagessen und ertheilte uns auch Nachmittags noch Unterricht. Die Frau Müller war uns gar lieb, denn sie verstand es meisterlich, uns das Lernen leicht zu machen, das sie mit mancherlei Späßen würzte. Machten wir Tintenkleckse, so zog sie einen Fetzen Löschpapier aus der Tasche und bemerkte, sie führe immer ein Hochzeitfatzenetli bei sich. Machten wir Schreibfehler oder lasen ein Wort verkehrt, so erhob sie den Bumbol (Bleistift), den sie wie einen Commandostab immer in der Hand führte und klopfte uns damit auf die Finger, aber so sachte, daß die Strafe eher einer Liebkosung glich. Am Samstag beim Mittagessen, wo ihr Leckerbissen sehr willkommen waren und sie auch ein bescheidenes Glas alten Weines nicht verschmähte, war sie sehr gesprächig und kramte Stadtneuigkeiten aus, die ihr alle brühwarm bekannt wurden, da sie täglich in vielen Häusern aus- und einging. Bei ihren Erzählungen befliß sie sich stets einer spießbürgerlichen Deverenz gegen sogenannte vornehme und reiche Leute, schilderte die jungen Mädchen, die bei ihrer Schwester Liseli die Strickschule besuchten, und von welchen die vornehmen und reichen auch immer die artigsten und bravsten sein mußten; von einem der reichsten, die ein Ausbund aller Tugend war, bemerkte sie mit schalkhaft lächelndem Seitenblick auf mich, die gäbe dereinst eine an-

ständige Parthie für einen einzigen Sohn u. dgl. Auf zwei ihrer als Landpfarrer angestellten Brüder that sie sich viel zu gut und erwähnte bei jeder Gelegenheit des Bruders Pfarrer zu Egg und desjenigen zu Rheineck. Mit naiver Feinheit wußte sie errathen zu lassen, was sie etwa in ihrer kleinen Haushaltung brauchen könnte und führte nach damaliger Mode sogenannte poches (weite mit Fischbein ausgewölbte Anhängtaschen) auf den Hüften, in welchen sie manches Pfündlein Kaffee oder Chocolade mit sich heimtrug. Auf den Poschen ruhten ihre Arme, wenn sie sittiglich wandelte, sie führte im Sommer einen Fächer, im Winter ein Schlupferli (kleiner Muff) von ihrer seligen Mutter, ihr spärlich glattgestrichenes Haar war schneeweiß gepudert und aus der feinen Carassehaube schaute ihr mageres, gelbes Gesicht freundlich grinsend hervor. Auch fehlten ihr nicht Ohrgehänge und der Coulant (Halsgeschmeide) von schwarzem Glasfluß, Geschenke, die sie von dankbaren Schülerinnen erhalten zu haben rühmte.

Verzeihen Sie, gute Frau Müller, wenn ich mich nicht entblödete, Ihr Bild, wie es mir noch deutlich aus ferner Vergangenheit vorschwebt, etwas karrikirt zu haben, aber Sie waren doch fürwahr ein Original, wie es heutzutage selbst unter den entschiedensten Kaffeeschwestern nicht mehr vorkommt. Böse ist es nicht gemeint, es wäre auch undankbar von mir, wenn ich im Ernst über sie spotten wollte, denn ich weiß ja, daß ich ihr lieber Döveli war, dem sie nichts als Gutes wünschten. Mein Vater war mit ihren Leistungen wohl zufrieden und es plagte ihn lange, daß er den letzten Willen meiner Mutter nicht buchstäblich erfüllen konnte, die ihm sterbend anbefohlen hatte, aus ihrem Geschmeide ein Paar goldene, mit Achat ausgelegte Ohrgehänge der Frau Müller zum Andenken an sie zuzustellen. Diese Ohrgehänge suchte er tagelang vergebens. Eines Nachts glaubte er in seinem Bett wach zu sein, und wie er seitwärts auf eine Kommode blickte, sah er meine Mutter weißgekleidet daneben sitzen und mit ernster Miene auf die Kommode deuten. „Dort müssen die Ohrgehänge versteckt liegen“, dachte er, und am frühen Morgen räumte er alle Schubladen aus, allein auch da waren sie nicht zu finden, und er mußte endlich zur Beschwichtigung seines Gewissens sich entschließen, die

Ohrgehänge durch ein anderes Geschenk zu ersetzen. Diese Frau Müller legte bei mir das Fundament aller meiner Gelehrsamkeit, denn von ihr lernte ich das Lesen und Schreiben, mit dem Rechnen aber wollte es nicht recht vorrücken, da die Natur mir den arithmetischen Sinn ganz versagt und mich dafür mit einer viel zu früh thätigen Phantasie ausgestattet hatte. Aus den biblischen Erzählungen, die uns Kindern als Lesebuch dienten, erhielt ich den ersten Eindruck von Poesie durch das darin enthaltene Lied von Lavater auf Saul's und Jonathan's Tod:

„Auf diesen Höhen lagen sie,
„Entstellt, verkannt, im Staub
„Gilboa! — Helden waren sie,
„Sind jetzt des Todes Raub"

das mich bis zu Thränen rührte. Wenn ich meine Aufgabe für den folgenden Tag, einen Psalm David's oder ein Lied von Gellert auswendig zu lernen, absolvirt hatte, war ich mir selbst überlassen, schlenderte, von der Kindsmagd Lisette begleitet, die mir strickend überall nachfolgte, im Gut herum und suchte meistens heimliche Winkel, wo ich Häuslein baute und mir allerlei dazu dachte; bei schlechtem Wetter oder zur Winterszeit trieb ich mein stilles Wesen in der Kinderstube. Es waren meinem Vater aus einem Falliment ein halbes Dutzend fünf Fuß hohe und nach Verhältniß breite, in Rahmen gefaßte und auf Tuch gezogene, vergilbte Kupferstiche zu Theil geworden, die Türkenkriege und Seeschlachten vorstellten. Diese Kabinetstücke waren mir zu meinem Zeitvertreib überlassen. Ich stellte sie wie spanische Wände gegeneinander am Ofen auf und setzte mich dazwischen in eine Schublade, deren hinteres Ende mir wie ein Schiffsschnabel gestaltet erschien, und wähnte dann in meinem Kahn durch die türkische Flotte zu rudern oder am Ufer zu sein, wo eine Schlacht geliefert wurde, wobei ich aber keinerlei heldenmüthige Aufwallungen empfand und mich nur in verworrenen Träumereien einwiegte. Wenn ein Kind in der Einsamkeit auf sich selbst angewiesen ist und durch keinerlei lebendigen Eindruck in die Außenwelt eingeführt wird, muß seine bloß nach Innen thätige Phantasie sich einem überwiegenden Hang zu

Träumereien überlassen. Eine Anlage zu melancholischer Abspannung muß früh in mir vorhanden gewesen sein. Ich wurde zuweilen ohne äußere Veranlassung niedergeschlagen und traurig. So erinnere ich mich einst ganz kleinlaut im Garten herumgestrichen zu sein mit einem Stock, an den ich das Mundstück einer Spritzkanne gesteckt hatte und wie ein einsamer Jäger sein Gewehr in der Hand zu halten glaubte. Jeden Augenblick war ich dazu bereit, in Thränen auszubrechen, und wie ich in's Haus heraufgebracht wurde, nahm mich die Magd auf den Arm und fragte mich, was mir denn fehle? Da wurde mir auf einmal ganz leicht und wohl und ich erwiderte ganz munter: „Jetzt bin ich nicht mehr melancholisch!" was dann ein großes Gelächter von Seite der Lisette und Marguerite zur Folge hatte, die es ganz lustig däuchte, daß so ein kleines Büblein schon melancholisch gewesen sein wollte.

Dergleichen Anwandlungen von Niedergeschlagenheit hatte ich damals öfters. Wenn ich Morgens und Abends am Ofen stehend und mit gefalteten Händen mein Gebet hersagte, konnte ich zuweilen in eine exaltirte Andacht gerathen, so daß ich den Worten des Gebetes, wenn ich auch keinen besondern Begriff damit zu verbinden wußte, einen solchen Nachdruck gab, daß die Mägde darüber verwundert sagten: „Der Döveli kann schön beten!" und dieses Lob hörte ich sehr gerne, so daß ich glauben muß, meine Andacht sei nicht ganz rein und mit einer starken Zugabe von Eitelkeit vermischt gewesen.

Die Schriftzüge der Frau Müller waren keineswegs unsicher oder schwankend, und doch fand mein Vater, als ich 7 Jahre alt war, ich müßte mir eine männliche Handschrift aneignen. Er bestellte dazu den Schulmeister der Gemeinde, der in der Nachbarschaft wohnte, eigentlich aber weder schöner noch orthographischer als Frau Müller schrieb. Dieser Schulmeister Rämi war ein alter, gemeiner Mensch, der seinen Beruf ganz mechanisch trieb, und, weit entfernt von den Ansprüchen der Schullehrer unserer Zeit, sich Alles von mir gefallen ließ, daher mir seine Persönlichkeit auch keinen besondern Respekt einflößte. Er war ein großer Freund des Rebensaftes, den er Oktoberthee nannte und der ihm vor

allen andern Theesorten am besten schmeckte, und behauptete öfters, es habe sich ein Druckfehler in die Bibel eingeschlichen, denn wo Sirach sage: „Trinket mäßig", sollte es heißen: „Trinket mößig" d. h. maßweise. Um den Schulmeister für den mir im Schreiben zu ertheilenden Unterricht bei guter Laune zu erhalten und ihn zu stärken, wurde daher immer, wenn er sich am spätern Nachmittag einfand, eine ganze Flasche Gesindewein vorgesetzt, und dann entstand auch gleich ein Wettstreit unter uns, wer von Beiden zuerst fertig werde, er seine Flasche zu leeren oder ich ein Quartblatt Papier nach seinen Diktaten zu übersudeln, damit war denn auch die Lektion des Tages zu Ende. Manchmal diktirte mir der Schulmeister Rämi kuriose Sachen, so z. B. einst, als Kaiser Joseph zur Regierung gelangt war und den Klerus reformirte, mit wichtiger Miene ein Lied, das er in irgend einem Zeitungsblatt aufgefischt haben mochte und dessen Anfangsworte er, um meine Erwartung auf den höchsten Grad zu spannen, nur nach langen Interwallen eines nach dem andern mit lauter Stimme gravitätisch und doch mit heimlicher Ironie deklamirte: Schwarze, weiße, . . . braune . . . Kutten . . . brauchen . . . wenige . . . Minuten . . .

So war in dem stolzen Wien,
Nach Theresiens Erbleichen,
Aller Pfaffen heimlich Schleichen
Und ihr eitler Wahn dahin.

Was bei solchem Unterricht herauskam, läßt sich begreifen, ich führte die Feder nachlässiger als bei der Frau Müller, gewöhnte mich an's flüchtige Kritzeln und habe mein Leben lang eine mit jeder Stimmung wechselnde Sudelpfote behalten, weil beim ersten Anfang durchaus kein systematisch kalligraphisches Fundament bei mir gelegt worden.

Mich schon früh in die Stadtschulen zu schicken, was mir in jeder Beziehung wohl besser gefrommt hätte, dafür war allerdings die Entfernung für ein zartes, seidenes Herrlein wie ich, fast zu groß, und mein guter, aber in manchen Vorurtheilen befangener Vater besorgte daneben auch noch, ich möchte unter dem Troß von Knaben aller Stände gemeine Manieren annehmen, die in der Folge nicht leicht wieder ausgeglichen

werden könnten. Schon meine Kleidung deutete darauf, daß ich in der Welt etwas vorstellen sollte. Damals trugen zwar noch alle Knaben die nämliche steife Kleidung wie erwachsene Leute, die meine aber war im höchsten Grade lächerlich. In der Halbtrauer um meine Mutter, die mein Vater mehrere Jahre trug, bekam ich gerade ein Kleid wie das seinige, nämlich von Scharlach mit schwarzseidenen Spitzen besetzt, Camisol mit langen Schößen und kurze Beinkleider von Serges, Schnallenschuhe mit rothen Absätzen wie ein französischer Marquis, und dann noch einen dreikantigen Federhut. Mit frisirten und gepuderten Haaren sah ich gerade aus wie die Knaben auf den Kupfertafeln zu Basedow's Elementarwerk, nur daß ich noch keinen Haarbeutel, sondern statt dessen einen Catogan hatte. Zuweilen nahm mich mein Vater in diesem abenteuerlichen Costum mit sich in die Stadt, um etwa einen Besuch in der Verwalterei oder auf der Post zu machen; dann steckten die Knaben auf der Gasse die Köpfe zusammen und deuteten kichernd auf den kleinen, fremden Prinzen. Traf es sich aber, daß ich eine Strecke Wegs allein ging, so folgten sie mir spottend nach und riefen mir zu: Hahnerey! wahrscheinlich der Feder auf dem Hute wegen. Dann verdoppelte ich meine Schritte und suchte so bald als möglich unter Dach zu kommen ....

Nur bis hieher war es leider dem Greisen vergönnt, die eigene Entwicklung noch einmal zu überschauen und uns damit zugleich ein Zeit- und Charakterbild zu hinterlassen, dessen plötzlichen Abschluß gewiß jeder Leser mit uns auf's Lebhafteste bedauern wird. Immerhin hat es uns gefreut, wenigsstens so viel an dieser Stelle mittheilen zu können, und der Gehalt des Bruchstücks wird den unfreiwilligen Mangel an Abrundung der Form entschuldigen.